



Leseprobe

Geert Mak

Amerika!

Auf der Suche nach dem Land der unbegrenzten Möglichkeiten

Bestellen Sie mit einem Klick für 16,99 €



Seiten: 640

Erscheinungstermin: 22. September 2014

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

Eine Reise zu den Wurzeln des amerikanischen Traums

Geert Mak hat sich wieder auf den Weg gemacht. Der Bestsellerautor von *In Europa* ist quer durch die Landschaft, durch Geschichte und Gegenwart, ja durch die Köpfe und Herzen der USA gereist. Von den großen Ostküstenstädten über die Prärie des mittleren Westens bis zum Pazifik. Er trifft Menschen, macht außergewöhnliche Beobachtungen und erzählt hinreißende Geschichten. Mit diesem Buch macht sich Mak auf die Suche nach den Wurzeln des großen amerikanischen Traums und beschreibt die Mythen, das Selbstverständnis, die Großartigkeit und Zerrissenheit jenes Landes, das uns immer noch am meisten beschäftigt.

Was ist aus dem amerikanischen Traum geworden, seit John Steinbeck 1960 die USA gemeinsam mit seinem berühmten Pudel Charley durchquert hat? Dieser Frage folgt der international bekannte Publizist Geert Mak und macht sich dafür selbst auf den Weg durch die Vereinigten Staaten. Er beschreitet keine ausgetrampelten Pfade, sondern sucht dieses Land, das er liebt und zugleich kritisch betrachtet.

Mak fragt danach, warum wir Europäer mit den Amerikanern doch noch so viel gemein haben, auch wenn wir es manchmal nicht wahrhaben wollen. Meile um Meile dringt er tiefer in das Land und seine Mythen, sein Selbstverständnis, seine Großartigkeit und Zerrissenheit vor. Von den großen Ostküstenstädten über die Kartoffeläcker des Hinterlandes und die Prärie des mittleren Westens bis zum Pazifik trifft er Menschen – er setzt sich an einen Tisch mit dem Farmer, dem Fabrikarbeiter, dem Fischer, dem Lehrer. Er streift durch die riesigen Einkaufs-Malls und die Vororte, und er sucht nach den Wurzeln des Landes, das sich radikal verändert hat und doch den Glaube an den amerikanischen Traum bewahrt hat.

GEERT MAK
AMERIKA!

*Auf der Suche nach dem
Land der unbegrenzten Möglichkeiten*

Aus dem Niederländischen von
Andreas Ecke und Gregor Seferens

Pantheon

Die niederländische Originalausgabe erschien unter dem Titel
Reizen zonder John. Op zoek naar Amerika bei Uitgeverij Atlas Contact in Amsterdam.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier
Lux Cream liefert Stora Enso, Finnland

Erste Auflage
Pantheon-Ausgabe September 2014

Copyright © der Originalausgabe 2012 by Geert Mak
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2013 by Siedler Verlag,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München
Copyright für John Steinbeck. *Die Reise mit Charley. Auf der Suche nach Amerika.*
Aus dem Amerikanischen von und mit einem Nachwort von Burkhard Kroeber
© Paul Zsolnay Verlag Wien 2002

Umschlaggestaltung: Jorge Schmidt, München
Lektorat Margret Trebbe-Plath, Berlin
Karte: Peter Palm, Berlin
Satz: Ditta Ahmadi, Berlin
Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-570-55255-1
www.pantheon-verlag.de

*Im Gedenken an
Edith und Louis Laub*

INHALT

TEIL EINS	
Sag Harbor	9
TEIL ZWEI	
New York – Connecticut – Massachusetts – Vermont – New Hampshire – Maine	45
TEIL DREI	
New Hampshire – Vermont – Kanada – Detroit	147
TEIL VIER	
Michigan – Chicago – Illinois – Wisconsin – Minnesota	223
TEIL FÜNF	
Minnesota – North Dakota – Montana – Washington – Seattle	297
TEIL SECHS	
Oregon – Kalifornien – San Francisco – Monterey	371
TEIL SIEBEN	
Kalifornien – Arizona – New Mexico – Texas – Louisiana – New Orleans	461
EPILOG	555
Dank	593
Kommentierte Bibliographie	597
Literatur	613
Register	627

TEIL EINS

*When the lights go on again all over the world
And the ships will sail again all over the world
Then we'll have time for things like wedding rings and free hearts will sing
When the lights go on again all over the world.*

VERA LYNN

I

Niemand konnte sagen, wann das große Feiern genau losgegangen war. Es gab Leute, die behaupteten, dass es bereits gleich nach dem Krieg angefangen hatte, sofort nach dem *VJ-Day* am 14. August 1945, als alle auf der Straße tanzten und der aus Deutschland geflohene Jude Alfred Eisenstaedt auf dem Times Square für *Life* das Foto seines Lebens machte, von einem Matrosen, der, von Sinnen vor Freude, einer Krankenschwester einen Kuss auf die Lippen drückt.

Es waren die Monate, in denen die GIs aus allen Ecken der Welt wiederkamen, die Jahre, in denen plötzlich jeder die Taschen voller Geld hatte, denn auch in Amerika war aller Luxus jahrelang beschränkt und rationiert gewesen. Nun konnte man auf einmal wieder Waschmaschinen kaufen, und Radios, und den neuesten Chevrolet. General Electric überflutete das Land mit luxuriösen Erfindungen: Küchenmaschinen, Toaster, Bohnermaschinen, UKW-Radios, Heizdecken und was es sonst noch so gab. Angepriesen wurden sie von dem idealen TV-Werbemann: Ronald Reagan, dem beliebten Schauspieler, der auf diese Weise auch lernte, sich selbst zu verkaufen. Alte Ideale wurden zurückgestellt, *selling out* wurde zu einem Begriff – man machte eine Arbeit, die einem keinen Spaß bereitete, mit der man jedoch sehr gut verdiente. Es waren die Monate und Jahre, in denen die Engländerin Vera Lynn das Herz der Amerikaner rührte: *A Kiss won't mean »Goodbye« but »Hello to love«*. Ja, damals fing alles an, mit diesem Kuss auf dem Times Square.

Es war weitaus weniger romantisch, sagen andere. Es begann vielmehr, als der ganz normale Alltag wieder Einzug hielt. »Fang deine Geschichte einfach mit der genialen Erfindung der Levitts an«, bekam ich zu hören. »Die hat alles erst in Gang gesetzt.« Bill Levitt, sein Bruder Alfred und ihr Vater Abraham waren die Ersten, die Fertighäuser in Serie produzierten. Die Auswirkungen ihrer Erfindung sind vergleich-

bar mit denen des Fließbands von Henry Ford im Jahr 1913. Aufgrund einer durchdachten Konstruktion und einer äußerst ausgeklügelten Planung konnte Bill Levitt ein einfaches, solides Haus für kaum mehr als 8000 Dollar liefern. Das Basismodell war mit zwei Schlafzimmern und einem Dachboden wie geschaffen für eine junge Familie. Es war der Ford T unter den Häusern. Und doch gab es bereits jeden Luxus in der Grundausstattung: Das Wohnzimmer verfügte über einen Ofen, und auch ein Fernseher war eingebaut, in der Küche standen ein Kühlschrank und eine Waschmaschine von Bendix. Für 250 Dollar Aufpreis bekam man ein Auto dazu. Wer jetzt zuschlug, war bereit für die Zukunft.

Auf einem riesigen Kartoffelfeld in Hempstead, zwanzig Meilen von Manhattan entfernt, errichteten die Levitts 1946 die ersten Häuser. Innerhalb von zwei Jahren entstand dort eine ganze Stadt. Im Juli 1948 wurden pro Woche 180 Häuser produziert, 1952 wohnten auf dem ehemaligen Kartoffelacker 82 000 Menschen in 17 000 Häusern. Vor allem frühere GIs, die oft eine ordentliche Abfindung in der Tasche hatten, wurden ins nagelneue Levittown gelockt. Die Reklameanzeigen sparten nicht mit Versprechungen, die Raten waren großzügig. »Uncle Sam und das größte Wohnungsbaunternehmen der Welt bieten Ihnen die Möglichkeit, in einem attraktiven Haus zu wohnen, in einer wunderbaren Umgebung, ohne dass es Sie ein Vermögen kostet ...« – »*All yours for \$ 58. You are a lucky fellow, Mr. Veteran.*« Sie fanden reißenden Absatz.

Es waren nicht nur die Häuser. Überall in dem seltsamen Übergangsbereich zwischen Stadt und Land entstanden Gemeinschaften von Männern und Frauen, die gemeinsam einen neuen Weg wählten. »Vor fast jedem Haus in den hundert Meilen langen, sich windenden Straßen von Levittown steht ein Dreirad oder ein Kinderwagen«, notierte ein Reporter von *Time* im Sommer 1950. »In Levittown erstirbt am Mittag zwischen zwölf und zwei das Leben: Zeit für ein Mittagsschläfchen.«

Mit Levittown begannen die *suburbs* zu explodieren – ein Wort, das mehr beinhaltet als nur »Außenbezirk« oder »Vorstadt«, ein Begriff, der für eine ganze Kultur, für eine eigenständige Form des Wohnens und Zusammenlebens steht. Die Suburbs waren für zahllose GIs

der Start ins moderne Leben, »*time for things like wedding rings*«, ein risikoloses Abenteuer, das alle Neuankömmlinge einband. Es waren junge Familien, die nicht davor zurückschreckten, Schulden zu machen; großzügige Konsumenten, weil sie praktisch noch nichts besaßen; Kinder armer irischer, italienischer, jüdischer und anderer Einwanderer, die davon überzeugt waren, dass all die Zukunftsträume für sie jetzt Wirklichkeit würden. In Levittown und in vergleichbaren Siedlungen lag der Keim für eine soziale Bewegung, die das traditionelle Amerika auf den Kopf stellen sollte; der Beginn des Auszugs in die Suburbs bedeutete das Ende der alten Stadt und der alten Provinz.

Ein weiterer Beginn: die Autos. Ein älterer Amerikaner berichtete mir einmal davon, dass für ihn alles mit den Autos angefangen hatte. Genauer gesagt, mit den Farben der Autos. Seiner Meinung nach war es im Herbst 1954. Damals sah er plötzlich Menschentrauben vor den Ausstellungsräumen der örtlichen Autohändler. Es gab dort etwas Ungewöhnliches zu bestaunen. Die Modelle hatten sich zwar von Jahr zu Jahr verändert, aber sie waren immer solide und rechteckig gewesen, meistens schwarz und dunkelgrün. Und nun glänzte dort eine vollkommene neue Generation, breiter und eleganter als je zuvor.

Ich habe mir die Anzeigen von damals noch einmal angesehen. Die erdigen Farben waren Pastelltönen gewichen, Rosa und Hellblau: Der Chevrolet Bel Air und der Pontiac Star Chief mit ihrem Strato-Streak V8-Motor waren sowohl in »Avalongelb« als auch in »Rabenschwarz« erhältlich. Die neuen Modelle hatten außerdem gerundete Panoramafrontscheiben und, wie der neue Cadillac, ein merkwürdiges Heck mit Heckflossen wie das Leitwerk eines Jagdflugzeugs. Die Verkaufszahlen schossen in die Höhe, allein in der Zeit von 1954 bis 1955 um 37 Prozent. Nicht mehr Technik und Langlebigkeit standen im Vordergrund, sondern Design und Form.

Jetzt brachen wirklich andere Zeiten an, dieses Gefühl vermittelten die Autos. Irgendwann in diesem Jahrzehnt veränderten sich plötzlich der Ton und die Mentalität der amerikanischen Gesellschaft, aus einer Überlebensgesellschaft wurde eine Konsumgesellschaft, aus einer Welt der Malocher wurde eine Welt der Genießer.

Die Einrichtung in den Häusern stammte noch zu einem großen Teil aus den dreißiger und vierziger Jahren, doch inmitten der bräunlichen Möbel und der gehäkelteten Deckchen entwickelte sich ein anderer Lebensstil, mit allen Elementen der alten Bescheidenheit und zugleich erfüllt von einer Art fröhlichem Erstaunen. »In welchem Märchenland sind wir denn jetzt gelandet?« Das war die allgemeine Stimmung.

Es waren die Jahre des sogenannten Babybooms. Die Geburtenraten stiegen um fast 50 Prozent – und sie blieben hoch bis zum Ende der fünfziger Jahre. 1957, auf dem Höhepunkt des Babybooms, bekamen 123 von 1000 Frauen ein Kind, ein in der amerikanischen Geschichte beispielloser Prozentsatz. Und all diese kleinen Kinder wuchsen in bislang nicht gekanntem Wohlstand auf. »Nie zuvor gab es ein wunderbareres Land als Amerika«, schrieb der britische Historiker Robert Payne nach einem Besuch im Jahr 1949. »Es sitzt rittlings auf der Welt wie ein Koloss; nie zuvor in der Weltgeschichte hat es eine Macht mit so großem und allumfassendem Einfluss auf andere Länder gegeben. Die Hälfte des weltweiten Vermögens, mehr als die Hälfte der globalen Produktivität und fast zwei Drittel aller überhaupt existierenden Maschinen sind in amerikanischer Hand. Die übrige Welt liegt im Schatten der amerikanischen Industrie ...« Dies war *The American Century*, und so sollte es bleiben.

Ein paar Zahlen, die für sich sprechen: Zu Beginn des 20. Jahrhunderts betrug die durchschnittliche Lebenserwartung eines weißen Amerikaners kaum mehr als 50 Jahre, bei Farbigen lag sie bei etwa 35. Die Amerikaner gaben fast doppelt so viel Geld für Begräbnisse wie für Medikamente aus; ein halbes Jahrhundert später war es genau umgekehrt. Die durchschnittliche Lebenserwartung lag nun bei 70 Jahren, auch für Farbige. Das nationale Einkommen stieg während der fünfziger Jahre um beinahe ein Drittel. 1956 verfügte ein amerikanischer Teenager über ein wöchentliches Einkommen von 10 Dollar und 25 Cent. Das war mehr, als das freiverfügbare Einkommen einer Durchschnittsfamilie im Jahr 1940. Die Mittelschicht – der Teil der Bevölkerung also, der Geld für nicht notwendige Dinge ausgeben kann – umfasste nahezu die Hälfte der amerikanischen Haushalte.

Das Leben war ganz offensichtlich fromm und brav. Fast 60 Prozent der amerikanischen Familien besaß ein eigenes Haus – das hatte es vorher nie gegeben. Die Scheidungsrate war auffallend niedrig; im Jahr 1958 wurden exakt 8,9 von 1000 Ehen geschieden. Laut Gallup-Umfragen besuchte 1940 jeder dritte Amerikaner wöchentlich den Gottesdienst; 1950 war der Anteil der Kirchenbesucher auf etwa 50 Prozent gestiegen. Auf die Frage nach dem persönlichen Glücksempfinden antworteten 1957 mehr als die Hälfte der Amerikaner »*Very happy*«. Nie zuvor war das messbare Glück so groß gewesen, nie wieder sollte es so groß sein.

Wer sich in das damalige Amerika zurückversetzen möchte, der sollte sich auf YouTube den Familienfilm *Disneyland Dream* anschauen, der im Sommer 1956 von dem begeisterten Amateurfilmer Robbins Barstow gedreht wurde. Barstow hielt Jahr für Jahr die Erlebnisse seiner Familie auf Super 8 fest und machte das auf so originelle Weise, dass seine Filme mit der Zeit zu Klassikern wurden.

In *Disneyland Dream* nimmt die Familie – Vater, Mutter und drei Kinder zwischen vier und elf – an einem Preisausschreiben des neuen Scotch-Klebebands teil. Dem Gewinner winkt eine Reise mit dem Flugzeug nach Anaheim, Kalifornien, ins soeben eröffnete Disneyland. Und tatsächlich, der jüngere Sohn, Danny, bekommt für seinen bärenstarken Slogan »Ich liebe Scotch-Klebeband, weil es mir hilft, wenn etwas zerbricht« den Hauptgewinn.

Große Aufregung, und alle Nachbarn der Barstows kommen aus ihren Gärten, um der Familie beim Abschied zu winken. Es folgt die spannende, neunstündige Flugreise nach Kalifornien, an Bord einer TWA Super Constellation, die genau 64 Passagieren Platz bietet. Dann der einfache Jahrmarkt des neu eröffneten Disneylands. Im Hotel freut sich Barstow darüber, dass auch er und seine Familie den schicken Swimmingpool nutzen dürfen. Ja, die Zeiten sind vorbei, in denen ein solcher Luxus allein der eleganten Elite vorbehalten war. Das Geldproblem lösen die Barstows, indem sie draußen picknicken, anstatt in Restaurants zu speisen.

Zynismus oder Zweifel sind nirgendwo erkennbar, jede Minute des Films ist voller Sonne, Unschuld und ungebrochenem Enthusiasmus.

Tatsächlich, so beschließt Barstow seinen Film, Walt Disney hat recht, Disneyland ist *the happiest place on earth*. Und die ganze Familie ist »Scotch-Klebeband auf ewig dankbar« für dieses Erlebnis.

Der Schlusschoral dieser herzigen Amerikakantate lautet: Von nun an gehören wir alle zusammen, und jeder kann es schaffen in diesen neuen Zeiten.

Wir Europäer hörten die Klänge aus der Ferne. Für uns Kinder in der Provinz war Amerika ein Traumland mit einem entspannten Lebensstil, von dem hin und wieder ein Hauch über den Ozean geweht wurde. Kurz nach dem Fall der Berliner Mauer besuchte ich eine Familie in Armenien: Jahrelang hatten die Mädchen dort leere Parfümflaschen von Chanel und Lancôme gesammelt, überall im Badezimmer standen sie herum, und irgendwo tief in den Flakons hing noch der Duft des reichen Westens.

Auf dieselbe Art und Weise erlebten wir europäischen Kinder der fünfziger Jahre Amerika: durch ein paar glänzende Zeitschriften, durch ein Spielzeugauto aus glattem, stabilem Kunststoff – allein schon das Schwungrad ist von einer verblüffenden Qualität –, durch ein kostenloses *Donald-Duck*-Heft, das an einem Herbsttag plötzlich im Briefkasten liegt und in dem eine Verlosung von tausend Armbanduhren – in heutiger Jugendwährung: tausend iPads – annonciert wird. Und dann der Inhalt des Heftes: »Donald Duck als Lehrer«, seine Neffen wagen es sogar, ihrem erschöpften Onkel ein Eis auf den Kopf zu drücken! Einfach so ein Eis zerquetschen!

Aus Amerika kommen dann irgendwann Päckchen mit einem grünweißen Pulver, aus dem die Hausfrau einen Topf Suppe zaubern kann: *California* heißt das Zeug. California, flüstern wir, California. In der Provinzstadt, wo ich aufwache, schleppen wir aus unserem Gemüsegarten selbstangebauten Kohl, Salat, Kartoffeln an ein paar neuen Fabriken vorbei den Marshallweg entlang, der nach einem General benannt ist, der offenbar, jedenfalls verstehe ich es so, all diese Betriebe bezahlt hat: Amerika! Von unserem Taschengeld kaufen wir flache Kaugummipäckchen, schön verpackt und mit beiliegenden Bildern von Filmstars – die wir sammeln –, und alles riecht fremd und rosig: Amerika! Auf Kurz-

welle empfangen wir mit unserem Radio knisternd und knackend einen Soldatensender, mit einem Moderator, der einfach in die Swingstücke hineinspricht: Amerika! Lionel Hampton kommt in die Niederlande, im September 1953. Der Saxophonist spielt auf dem Rücken liegend. Dann verlässt Hampton sein Vibraphon, um zu trommeln und einen Tanz zu dem Text »Hey Ba Be Re Bop« aufzuführen. Der Kommentar der Tageszeitung *De Gelderlander*: »Maßlos muss die Leere des Herzens sein, aus dem der Hang zu höheren Werten als Negergekeuch gewichen ist.« Aber das Publikum, das nichts gewöhnt ist, ist begeistert: Amerika!

Das Jahr 1960 bildete den Höhepunkt dieses sirrenden, lichtblauen Jahrzehnts. Das durchschnittliche Jahreseinkommen betrug nun in Amerika 5000 Dollar, ein neues Haus kostete 12 500 Dollar, ein Auto 2600 Dollar, ein Paar Schuhe 13 Dollar, ein Liter Benzin 6,7 Cent.

Die Heckflossen des neuen Cadillac Eldorado waren die größten und schärfsten, die es je gegeben hatte. Im April wurde der erste Wetter-satellit ins All geschossen. Auf den Philippinen versuchte die japanische Regierung vergeblich, die letzten beiden japanischen Soldaten aus dem Urwald zu locken. Man konnte sie nicht davon überzeugen, dass der Krieg vorbei war. Xerox brachte den ersten kommerziellen Fotokopierer auf den Markt. Chubby Checker machte einen neuen Tanzstil populär, den Twist. Frank Sinatra sang in dem kleinen Film *Music for Smokers Only* mit einer Zigarette in der Hand und nahm nach jeder Zeile einen Zug: »*I get no kick from champagne ...*«

National Airlines war die erste Fluggesellschaft, die mit Düsenflugzeugen von New York nach Miami flog, in nicht einmal drei Stunden, für 55 Dollar. Der Bau des Interstate Highway System, des größten Autobahnnetzes der Welt, war bereits seit vier Jahren in vollem Gang.

Die Baumwollpflückmaschine hatte den Süden übernommen. Die Entwicklung der Klimaanlage machte es möglich, sogar in Wüstengebieten Suburbs aus dem Boden zu stampfen. Das Land zog in die Stadt, die übervollen Innenstädte siedelten in die rasengesäumten Straßen der Außenbezirke um, der schwarze Süden zog zu den Fabriken des Nordens.

Am 9. Mai – Muttertag – wurde bekannt gegeben, dass die erste Antibabypille, Enovid, für sicher erklärt worden war und auf den Markt gebracht werden durfte. Der Stammvater der Pille, Dr. John Rock, jubelte, der zügellose Paarungstrieb der Menschheit bleibe nun endlich folgenlos: »Zur Zeit ist die größte Gefahr für den Weltfrieden und einen angemessenen Lebensstandard nicht die Atomenergie, sondern die sexuelle Energie.« Der Kalte Krieg war nach dem Abschuss eines amerikanischen U-2-Spionageflugzeugs in aller Schärfe wiederaufgenommen worden. Der Kriegsheld Dwight D. Eisenhower war noch immer Präsident, es war sein letztes Amtsjahr. Der Wahlkampf war ein Kopf-an-Kopf-Rennen zwischen dem einfachen Jungen Richard Nixon und dem Reiche-Leute-Kind John F. Kennedy. 1960 ist das Jahr, in dem diese Geschichte beginnt.

2

Diese Geschichte ist der Bericht über zwei Reisen, die eine fand im Jahr 1960 statt, die andere 2010. Die Augen, die Amerika 1960 betrachteten, waren die des Schriftstellers John Steinbeck und seines Hundes Charley. Zusammen fuhren sie in einem grünen GMC-Truck durchs Land. Dem Wagen hatte Steinbeck den Namen »Rosinante« gegeben – nach dem Pferd Don Quichottes –, denn seine Freunde waren der Ansicht, jener habe eine vergleichbare Expedition unternommen: Ein alter verwirrter Ritter macht sich allein auf den Weg, um das Land von bösen, gefährlichen Windmühlen zu befreien. Die Augen im Jahr 2010 sind meine.

John Steinbeck war 1960 ein recht großer, ergrauter Mann von achtundfünfzig Jahren. Sein Gesicht trug, wie er selbst schrieb, die Spuren der Zeit: Narben, Runzeln, Falten. Er hatte einen Schnurr- und einen Kinnbart und trug am liebsten Arbeitskleidung: halbohohe Gummistiefel, eine khakifarbene Baumwollhose, eine Jagdjacke sowie eine ausgebleichene Mütze der englischen Marine. Die hatte er während des Kriegs vom Kapitän eines Torpedobootes bekommen, das kurze Zeit später selbst torpediert wurde. Die Überbleibsel des Kriegs waren immer noch Teil von Steinbecks alltäglichem Leben, wie für viele andere auch.

Er war mit Elaine Anderson verheiratet, einer vornehmen Dame aus Texas, die eine gewisse Ähnlichkeit mit Lady Bird Johnson hatte, der Frau des einflussreichen Senators und späteren Präsidenten. Die Damen waren gut befreundet, und als Lady Bird zu einer öffentlichen Person wurde, kaufte Elaine sogar regelmäßig für sie Kleider, weil sie beide exakt die gleiche Figur hatten. Die Steinbecks lebten die meiste Zeit in Sag Harbor, einem alten Fischerhafen an der Ostküste zwischen den Krokodilkiefern von Long Island, zwei Stunden östlich von New York.

Sag Harbor war damals eine kleine Fabrikstadt, eine *blue collar town*. Bei Bulova wurden Uhrengehäuse hergestellt. Grumman hatte dort eine Flugzeugfabrik, und außerdem gab es ein paar Werften. Früher, um 1840, war der Ort einer der wüsten Walfängerhäfen der Welt gewesen. Auf dem Old Burying Ground liegen die Gräber der ersten Bewohner der Stadt, seit 1776: Kämpfer aus dem amerikanischen Unabhängigkeitskrieg, französische Händler, portugiesische Seeleute, irische und englische Walfänger. Es wird erzählt, dass sich die Besatzungen mancher Schiffe in Sag Harbor nicht von Bord trauten, weil die vielen Bars und Bordelle dort als zu gefährlich galten. Die Stadt war zudem einer der reichsten Häfen, was man noch immer an den üppigen rustikalen Villen aus dem 19. Jahrhundert erkennen kann, die gleich außerhalb des Zentrums zwischen den Bäumen liegen. Die Häuser haben große Balkons und Veranden, griechische Säulen, Bleiverglasung und vieles mehr. Die meisten wurden in den letzten Jahren von reichen New Yorkern erworben und restauriert, doch 1960 standen sie oft leer und waren verwahrlost.

1955 kauften die Steinbecks ein kleines Haus in Sag Harbor. Sehr bald schon war es Johns liebster Ort. Er schrieb dort vier Bücher und zahllose Briefe, ereiferte sich über die Welt und das Leben, geriet in eine Krise und berappelte sich wieder. Das Haus liegt auf Bluff Point, einem grünen Hang an einem Ausläufer des Ozeans, umgeben von alten Eichen, mit einem Steg für das Boot, von dem Steinbeck immer geträumt hatte. Vom Haus aus schaute er über die Wiese, hinaus auf das ruhige Wasser in der Bucht, bis hinüber zu der kleinen Stadt und ihrem Hafen.

Steinbecks Leben verlief nach einem festen Schema: frühmorgens aufstehen, mit dem Auto und Charley neben sich zur Main Street, die Post abholen, eine Zeitung besorgen, einen Kaffee in der Fischerkneipe Black Buoy trinken, im Eisenwarengeschäft von Bob Barry etwas kaufen. Steinbeck war verrückt nach allem, was mit Technik zu tun hatte. »Werkzeuge, mechanische Apparate, davon konnte er nicht genug bekommen«, erfuhr ich von einem seiner alten Freunde. »Die Einrichtung des Wohnmobils, Rosinante, das war etwas, was zu ihm passte.« Dann ging er an den Schreibtisch. Am Nachmittag zog es ihn erneut zum Hafen, auf ein paar Gläschen mit Barry und ein paar anderen Freunden in der kleinen Bar von Upper Deck.

Der machohaftige John und die distinguierte Elaine passten perfekt zueinander. Laut Freunden waren sie nur in einem Punkt unterschiedlicher Meinung. Elaine liebte New York, John hasste es. Für ihn gab es nur eine einzige Stadt: San Francisco. Sag Harbor war der ideale Kompromiss. John hatte am Rande des Gartens einen runden Schreibpavillon errichten lassen, und für Elaine wurde ein kleiner Swimmingpool gebaut – der im Übrigen schon sehr bald von den Enten in Beschlag genommen wurde. Alles dort war klein, aber komfortabel, angenehm und friedlich.

Man kann verstehen, dass Steinbeck Sag Harbor vom ersten Moment an liebte. Er war ein Kind des anderen Ozeans, der Westküste, aus Kalifornien. Er stammte aus Salinas, dem Zentrum einer wohlhabenden Farmgegend mitten in Kalifornien, etwa zwei Stunden südlich von San Francisco. Seine Mutter war eine ehrgeizige und kultivierte Lehrerin, sein Vater ein stiller Abenteurer, wie man ihn öfter im Westen sieht, gewohnt, unter schwierigen Bedingungen seinen eigenen Weg zu finden. Bei seinen Geschäften hatte er nicht immer eine glückliche Hand, die Grübeleien über Geld und Familienfragen führte ihn beinahe in den Untergang. Trotzdem bewahrte sein Sohn die Erinnerung an den Vater zeit seines Lebens, in fast allen Büchern begegnen wir einer ähnlichen Gestalt. »Er war ein Mann, der von sich selbst über die Maßen enttäuscht war«, schrieb John später über ihn.

Steinbeck besuchte ein paar Seminare in Stanford – Meeresbiologie –, brach das Studium aber sehr bald ab, entschlossen, sich vom

wirklichen Leben erziehen zu lassen. Er scheiterte in New York, kehrte nach Kalifornien zurück und biwakierte mit seinem Freund Toby Street zwei lange Winter in einem verlassenen Sommerhaus bei Lake Tahoe, mitten in der Wildnis. Danach verbrachte er Jahre in Pacific Grove, eine halbe Stunde von Salinas entfernt, in der Nähe der stinkenden Sardinenindustrie auf den Kais von Monterey.

Hier lernte er Ed Ricketts kennen, einen Meeresbiologen, der sein Geld mit dem Sammeln aller möglichen Meerestiere für die Labore der Universitäten verdiente. Ricketts eigenes Laboratorium war das Zentrum eines regen sozialen Lebens, mit vielen Freunden und vor allem vielen Freundinnen, und mit enormen Mengen billigen Alkohols. Ricketts wurde der Freund seines Lebens, der ältere Bruder, der ihn lehrte, sich selbst zu akzeptieren, mit all seinen Ansprüchen und Unzulänglichkeiten.

In diesen Jahren arbeitete Steinbeck an einer Reihe von Romanen, die weltweit berühmt werden sollten, bis in den Ostblock hinein: *Tortilla Flat* (1935; dt. 1943), *Of Mice and Men* (1937; *Von Mäusen und Menschen*, 1940), *The Red Pony* (1938; *Der rote Pony*, 1945), *Cannery Row* (1945; *Die Straße der Ölsardinen*, 1946) – mit seinem Freund Ed Ricketts in der romantischen Rolle des »Doc« – und *The Pearl* (1947; *Die Perle*, 1949). Die Geschichten spielten meist in Kalifornien, und immer handelten sie von einfachen Leuten, von mühsam erworbenem Glück, vom Schicksal, von der Zähigkeit der Überlebenden.

Er hatte ein gutes Gespür für Titel. *The Grapes of Wrath* (1939; *Früchte des Zorns*, 1940) – über die Not der Menschen, die in den dreißiger Jahren durch die große Dürre im Mittleren Westen von ihrem Land vertrieben wurden – und *East of Eden* (1952; *Jenseits von Eden*, 1953) – ein fast biblisches Drama über den Kampf zwischen zwei Brüdern, das mehr oder weniger auf seiner eigenen Familiengeschichte in Salinas basiert – wurden Klassiker.

Vor allem der Roman *Früchte des Zorns* hatte eine weitreichende Wirkung. Seine Beschreibung der Entbehrungen, die die Betroffenen aus der sogenannten *Dust Bowl* zu erleiden hatten, und der Art und Weise, wie ihre Landsleute sie ausbeuteten, wurde in der rechten Presse scharf angegriffen. In der Gegend, wo Steinbeck aufgewachsen war,

durfte er sich jahrelang nicht blicken lassen. Gleichzeitig konnte niemand die gnadenlose Botschaft dieses Buches leugnen. Der Theaterautor Arthur Miller sagte über den Roman, die Joads – die Protagonisten – seien realistischer dargestellt, als es die eigenen Nachbarn sein könnten, und ihr Leidensweg symbolisiere eine Epoche. Die Art, wie Steinbeck der Erniedrigung der amerikanischen Armen Gestalt gebe, sei seine größte Leistung, mit der er für einen kurzen Moment dem dezidierten Unwillen der Amerikaner, der Realität ins Auge zu sehen, getrotzt habe.

Für Literaturhistoriker ist das Werk Steinbecks ein wichtiges Glied in der amerikanischen Erzähltradition, in der das Leben der einfachen Leute eine zentrale Rolle spielt, eine Kette, die mit Mark Twain und Walt Whitman beginnt und noch heute fortgeführt wird. Steinbeck lehnte es konsequent ab, sich an den literarischen Moden des Understatements und der untergründigen Geschichten zu beteiligen. Aus einem Dialog musste das Leben nur so hervorsprudeln. Er war und blieb ein Erzähler. »Steinbecks Genie«, schrieb E.L. Doctorow, »bestand darin, dass er es verstand, eine Geschichte aus dem Riesenchaos und dem fast allgemeinen Elend im Amerika der dreißiger Jahre zu machen.«

John Steinbeck war dreimal verheiratet. Zuerst mit seiner Jugendliebe Carol, danach mit der gescheiterten Schauspielerin Gwyn, mit der er während des Kriegs eine turbulente Ehe führte. Das Paar hatte zwei Söhne, Thomas und John junior. In dieser Zeit fuhr John regelmäßig als Korrespondent der *New York Herald Tribune* an die europäischen Fronten, und gegen Ende ihrer Ehe quälte Gwyn ihn immer wieder mit dem »Geständnis«, dass John junior nicht sein wirklicher Sohn sei. Diese Problematik wurde sogar zum Hauptthema des Theaterstücks *Burning Bright* (1950; *Die wilde Flamme*, 1952). Dass dies Unsinn war und die Ähnlichkeit zwischen Vater und Sohn in späteren Jahren nur allzu deutlich werden sollte, konnte Steinbeck damals noch nicht wissen.

Er sah die Jungen regelmäßig, verbrachte lange Urlaube mit ihnen, doch irgendwie blieb das Verhältnis zwischen dem Vater und seinen

Söhnen schwierig, eng und distanziert zugleich. Steinbeck selbst schrieb einem Freund einmal, es gebe zum Glück eine tiefe, wortlose Liebe, die von beiden Seiten durch die Barrikade durchsickere.

Bei der Scheidung – er war Mitte vierzig – verstand Gwyn es, ihn nach allen Regeln der Kunst auszunehmen. Arm und verbittert zog er sich in das alte Familienhäuschen in Pacific Grove zurück. Männer und Frauen sollten einander aus dem Weg gehen, meinte er in jener Zeit, außer im Bett, dem einzigen Ort, »wo der natürliche Hass, den sie füreinander empfinden«, nicht so evident sei. Innerhalb eines Jahres hatte er bereits eine neue Liebe gefunden, Elaine.

Steinbeck führte ein Doppelleben. Er wohnte auch in Manhattan, in einem *brownstone*, in der East 72nd Street Nr. 209. Manchmal verschwand er von einem Tag auf den anderen, berichteten seine Freunde in Sag Harbor. Dann war er in New York oder sonst wo. »Elaine hielt diese Leben strikt getrennt«, sagten sie. Er war zugleich groß und klein, er selbst in Sag Harbor, eine öffentliche Person im vermaledeiten New York und in der übrigen Welt. Auf Fotos sieht Steinbeck, vor allem in späteren Jahren, aus wie ein querköpfiger, mürrischer Mann, der offenbar davon überzeugt ist, dass er recht hat. Aus seinen später veröffentlichten Briefen ergibt sich ein ganz anderes Bild. Dort begegnen wir vielmehr einem Mann, der trotz all seines Erfolgs ständig an sich und am Wert seines Werks zweifelt, einem besessenen Schriftsteller, der sein Schaffen gleichzeitig voller Misstrauen betrachtet. »Mein großes Vergehen gegenüber der Literatur ist, dass ich zu lange gelebt und zu viel geschrieben habe, das zudem nicht gut genug war«, schrieb er 1958 an seinen Freund Elia Kazan. »Aber ich liebe das Schreiben. Ich finde es schöner als alles andere auf der Welt. Deshalb interessieren mich Theater oder Film auch nicht wirklich.«

Nach Ruhm und Unsterblichkeit strebte er nicht – auch wenn ihm beides zuteilwurde. In tiefstem Herzen war er ein zurückgezogen lebender Handwerker, ein Wortschreiner. Ganz selten nur trat er vor Publikum auf. Als er in einem Interview gefragt wurde, wie er sich selbst als Autor sehe, konnte er darauf nichts erwidern: »Ich glaube nicht, dass ich mich jemals als Autor betrachtet habe. In meinen Augen

bin ich ein Schreiber, denn das ist, was ich mache. Ich weiß nicht, was ein Autor tut.«

Er wurde zu einem der bekanntesten amerikanischen Schriftsteller. Mit vierzig war seine Stellung unangreifbar, jedes neue Buch aus seiner Feder war ein Ereignis. Als im Jahr 1942 sein Roman *The Moon is Down* (*Der Mond ging unter*, 1947) über die Besetzung Norwegens erschien, wurden innerhalb eines Monats eine halbe Million Exemplare verkauft. Ende der fünfziger Jahre stand er auf dem dritten Platz der am meisten verkauften und übersetzten lebenden Schriftsteller weltweit.

Zugleich wurde er unterschätzt. »Irgendwann einmal las und beweihte ich die Rezensionen«, schrieb er im Jahr 1954. »Danach legte ich alle Kritiken nebeneinander und stellte fest, dass sie einander aufhoben, so dass ich nicht mehr existierte.« Und so war es tatsächlich: Entweder wurde er wegen seiner wunderbaren Sprache, seiner hervorragenden Erzählweise und seiner Menschlichkeit in den Himmel gelobt, oder er wurde wegen seines »schmutzigen und infamen« Sprachgebrauchs – von rechts – beziehungsweise wegen seiner Sentimentalität und seiner »cartoonhaften« Figuren – von links – verdammt.

Bei den akademischen Kritikern bekam er nie so recht ein Bein auf den Boden – ein Schicksal, das er mit vielen anderen guten Erzählern teilt. In den dreißiger Jahren, als er mit seinen Geschichten über Landstreicher, Huren und bettelarme Wanderarbeiter Bekanntheit errang, galt er sehr schnell als »zu proletarisch« und »zu realistisch«. Später fand man sein Werk zu naiv und vor allem zu romantisch, und dieses Urteil hallte jahrzehntelang nach. »Das Gute an John Steinbeck ist, wie gut er manchmal ist, während er doch auch oft sehr schlecht sein kann«, schrieb Robert Gottlieb noch 2008 in *The New York Review of Books*.

Dennoch blieb Steinbeck im In- und Ausland immer ein über die Maßen populärer Autor. »Ich habe meinen Vater traurig aus Müll-eimern von Fremden zu mir aufschauen sehen, nachdem sein Porträt auf einer Fünfzehn-Cent-Briefmarke verewigt worden war«, schrieb sein Sohn John junior später in dem für ihn typischen Stil. »Betrunken oder high sah ich seinen Namen in vorüberwehenden Zeitungen, und ich stieß gegen sein Standbild, als ich lediglich auf der Suche nach einem ruhigen, abgeschiedenen Ort zum Kotzen war.«

Was die literarische Welt sich weigerte zu erkennen, war Steinbecks Bedeutung als Chronist seiner Zeit. Er verstand es hervorragend, das Publikum, das er vor Augen hatte, zu erreichen, und in seinen Erzählungen erkannten die Leser sich selbst und ihre Welt. Was sie fühlten, drückte er in Worten und Geschichten aus.

Steinbeck ist bis heute sehr präsent, und zwar auf eine Weise, an die nur wenige lebende Autoren herankommen. »Willst du wissen, was die Arbeitslosen während der Weltwirtschaftskrise durchmachen mussten? Geh auf Amazon.com und bestelle John Steinbecks Krisenepos *Früchte des Zorns*«, schrieb die Kolumnistin Ezra Klein noch im November 2011. The Band, eine Rockgruppe, die wie keine andere das Lebensgefühl der einfachen Amerikaner widerspiegelt, ließ sich beim Verfassen ihrer Songtexte von John Steinbeck inspirieren. Die eleganten Penguin-Taschenbuchausgaben seiner Werke werden jedes Jahr zu Hunderttausenden verkauft, Auflage um Auflage um Auflage. Seine Bücher sind in vielen amerikanischen Schulen immer noch Pflichtlektüre. »Zweck Ihres Besuchs?«, fragt mich der chinesisch aussehende Schalterbeamte im Sommer 2010 auf dem Flughafen von San Francisco. »Archivrecherchen.« – »Zu welchem Thema?« – »John Steinbeck.« – »Ah, *Von Mäusen und Menschen*, darüber habe ich seinerzeit einen Aufsatz geschrieben.« Seine Miene erhellt sich.

Steinbeck selbst war, je älter er wurde, immer weniger von der Qualität seines Werks überzeugt, wie Elaine und seine Freunde später berichteten. Bei jedem Buch, das er veröffentlichte, musste er einige heftige Attacken über sich ergehen lassen, oft von prominenten Rezensenten. Diese Kritiken trafen ihn in seiner ganzen Zurückgezogenheit sehr – immer mehr sah es so aus, als gebe er seinen Kritikern im tiefsten Inneren recht. Oft stellte er sich die Frage, wieso kein Schriftsteller den Erfolg eines Bestsellers überlebte. Erst später, sagte er irgendwann einmal, habe er es verstanden: »Du wirst dir deiner selbst bewusst, und das ist das Ende des Schreibens.«

In den fünfziger Jahren schaute Steinbeck auf ein beeindruckendes Œuvre zurück, doch der Erfolg kam ihm dubios vor. »Bin ich das überhaupt wert?« – »Bin ich eigentlich von Bedeutung?« Er schrieb über das

»rastlose Amerika«, selbst ein Musterbeispiel dessen, immer suchend, immer mit sich selbst ringend. Und das überspielte er dann mit einem gewissen Imponiergehabe.

John habe die Neigung gehabt, sich aufzuplustern, schrieb Arthur Miller in seinen Memoiren, »um den starken, fähigen und herzlichen Mann aus dem Westen zu spielen«. Miller zeichnete in einer Gelegenheitsveröffentlichung mit Erinnerungen an John Steinbeck ein wunderbares Porträt des Kollegen, so wie er ihn erlebt hat. Steinbeck habe in den fünfziger Jahren Weltruhm genossen, er sei eine Berühmtheit gewesen, dessen Leben erfüllt gewesen sei von prominenten Freunden und der Macht, die mit dem Ruhm einhergehe. Als Miller Steinbeck jedoch aus der Nähe erlebte, war er überrascht von dessen Unsicherheit, Empfindlichkeit und Verlegenheit – vor allem auch deshalb, weil er so groß war und so entschieden in seinen Ansichten.

Er hatte viele Philosophen gelesen, kannte sich aus in der klassischen Literatur, und er war – das berichten andere – ein willkommener Gast bei den Dinern von Miller und seiner damaligen Frau Marilyn Monroe. Marilyn und John hatten große Achtung voreinander. Sie sah in ihm den wahren Künstler, und sie gab sich große Mühe, nett und intelligent zu erscheinen; er sah in ihr einen Star mit einer erotischen Ausstrahlung, der selbst dieser knorrige Mann sich unmöglich entziehen konnte. Dennoch schlug sein Herz ganz offensichtlich für etwas anderes. Er hatte etwas Einfaches, und er geriet, so Miller, erst dann so richtig in Begeisterung, wenn er über das Leben auf dem Land oder in einer kleinen Stadt reden konnte. Als geborener New Yorker habe er in Steinbeck, bei allem Respekt, nur einen in die Höhe geschossenen Bauernjungen sehen können, schrieb Miller.

Zudem war der Zeitgeist gegen Steinbeck. In den späten fünfziger Jahren herrschte in Amerika ein unvorstellbarer und übertriebener Patriotismus, der Wettlauf mit der Sowjetunion war auf dem Höhepunkt, und Steinbeck, der seine Karriere als fortschrittlicher Autor begonnen hatte, fühlte sich ganz offensichtlich zerrieben zwischen den Ansichten, die sein früheres Leben bestimmt hatten, und der nun dominierenden Mentalität. Arthur Miller: »Um ehrlich zu sein, hatte ich während der letzten Jahre seines Lebens oft den Eindruck, dass er sich

meistens entwurzelt fühlte – also nicht gerade ein Weltbürger, der überall zu Hause war. Aber ein amerikanischer Schriftsteller bleibt nun mal selten daheim.«

Steinbeck ging tatsächlich immer wieder auf Reisen, vor allem nach Europa und Mexiko. Außerdem entdeckte er in einer Art geistigem Exil für sich einen Ausweg. Alljährlich verbrachte er Monate in Europa, mietete ein prachtvolles Haus in Paris, klagte über Geldsorgen, fuhr aber gleichzeitig einen Jaguar, schrieb für *Collier's Weekly*, *Saturday Review* und das Reisemagazin *Holiday* Reportagen über Spanien, Frankreich, Irland und Italien. Mit der Zeit zog es ihn jedoch immer mehr ins Mittelalter und er beschäftigte sich – in *The Acts of King Arthur and His Noble Knights* (1976; *König Artus und die Heldentaten der Ritter seiner Tafelrunde*, 1987) – mit dem ambitionierten Projekt, *Le Morte d'Arthur*, die klassische, aus dem 15. Jahrhundert stammende Geschichte von Thomas Malory, einem breiten zeitgenössischen Publikum zugänglich zu machen.

Schon früher hatte er den misslungenen Versuch unternommen, eine Art amerikanischen *Don Quichotte* zu schreiben, *Don Keenan* – nein, der Name Rosinante war nicht aus der Luft gegriffen. Aber bei der Artus-Geschichte ging er weiter und beschränkte sich nicht auf eine Nacherzählung. Steinbeck identifizierte sich immer stärker mit dem Autor aus dem 15. Jahrhundert, als wollte er ein zweiter, moderner Malory werden. Er suchte nach einer vollständig neuen Interpretation der Geschichte, die zur Gegenwart passte. Mehr noch, die Handlung stand für ihn nicht im Mittelpunkt des Interesses. Sein Biograph Jackson Benson schreibt: »Er war fasziniert von der magischen Atmosphäre, die durch die Sprache hervorgerufen wurde, von der Art und Weise, mit der der Klang und das Bild der Wörter ihn zum Teilnehmer der Geschichte zu machen schienen.«

Im Februar 1959 mietete Steinbeck zusammen mit Elaine ein einfaches Bauernhaus in der britischen Grafschaft Somerset, um in größtmöglicher Nähe zu seinen mittelalterlichen Helden und Heldinnen arbeiten zu können. Von seinem Arbeitszimmer aus schaute er auf Hügel und alte Eichen, »und im weiteren Blickfeld nichts, das nicht auch schon im 6. Jahrhundert dort war«.

In der Nähe gab es ein römisches Kastell, das seiner Meinung nach möglicherweise sogar Camelot gewesen sein könnte, die mystische Burg des Königs Artus. Er arbeitete sich in jenen Monaten durch die gesamte mittelalterliche Geschichte und baute sie sozusagen für die modernen amerikanischen Bedürfnisse um.

Das Ergebnis war ein einziger Kitsch, dieselbe Art von Kitsch wie alle nachgemachten mittelalterlichen Kathedralen und Schlösser, die in der Vergangenheit hier und da in Europa und Amerika errichtet wurden. Seine Agentin und Vertraute Elizabeth Otis tat, was große Agenten und Verleger tun müssen, und schrieb ihm die bittere Wahrheit: Das funktioniert nicht, das stimmt nicht, die Poesie und der Rhythmus des Originals fehlen, das lebt nicht.

Steinbeck arbeitete noch einen Sommer lang an dem Text, und dann legte er das Manuskript beiseite. Nicht zufällig an der Stelle, wo sein großer Held Lancelot sich schließlich doch der Frau Artus' hingibt, der wunderschönen Guinevere, und so alles verrät: seinen Herrn, seinen Glauben, seine Treueschwüre.

Seinem Kneipenkumpan, dem Journalisten Joe Bryan, berichtete Steinbeck: »Man muss über seine eigene Zeit schreiben, egal welche Symbole man verwendet. Und ich habe weder die richtigen Symbole noch eine Form gefunden. Das ist das Elend.« Tief enttäuscht reiste er im Oktober 1959 zurück in die Vereinigten Staaten.

Bezeichnend für die Sackgasse, in der Steinbeck steckte, war die Einrichtung seines Schreibpavillons in Sag Harbor. In seiner Biographie beschreibt Benson diese detailliert. Ein bequemer Stuhl im Zentrum, umgeben von Tischen und Bücherregalen, eine wunderbare Aussicht, Instrumente für sein Boot lagen dort, Gartengeräte, Zeitungsausschnitte, Notizen, Gartenbücher, Geschichtsbücher, Wörterbücher, Hundebücher, Schiffsbücher, die unterschiedlichsten Dinge. Das alles lagerte geordnet in wunderbaren Schubladen und anderen Aufbewahrungssystemen mit Aufschriften wie *Matters of Rubber* oder *Interesting Things*.

Er hatte sich, schreibt Benson, den idealen Arbeitsplatz geschaffen. Doch die Arbeit selbst kam nicht mehr wieder. Die hatte er unterwegs irgendwo verloren.

Steinbeck war zu diesem Zeitpunkt siebenundfünfzig Jahre alt. Er war immer ein munterer und kräftiger Mann gewesen, doch nach dem Scheitern seines Artus-Projekts bekam er gesundheitliche Probleme. Er wurde krank, erlitt im Dezember 1959 sogar einen leichten Schlaganfall und nahm eine Auszeit, um nachzudenken. »Wir kommen jetzt in das Alter, in dem die Seiten mit den Todesanzeigen allerlei Neuigkeiten für uns in petto haben«, schrieb er seinem alten Kameraden Toby Street. Elaine und er waren immer starke Trinker gewesen, jetzt versuchten sie, ihren Alkoholkonsum auf die Wochenenden zu beschränken.

Danach folgte, wie oft bei Männern, die ihre Kräfte schwinden fühlen, eine Explosion von Aktivitäten. Am Ostermorgen des Jahres 1960 begab sich Steinbeck in seinen Schreibpavillon und notierte die ersten Sätze eines neuen Romans, *The Winter of Our Discontent* (1961; *Geld bringt Geld*, 1962). Die Handlung baute auf der kurzen, humorigen Erzählung *How Mr. Hogan Robbed a Bank* aus dem Jahr 1959 auf, die von einem ordentlichen Bürger handelt, der die lokale Bank betrügt. In der erweiterten Version läuft jedoch alles aus dem Ruder. Wie immer arbeitete Steinbeck nach dem Muster eines Büroangestellten und schrieb meist etwa achthundert Wörter pro Tag. Diesmal aber forcierte er das Tempo und schrieb mehr als doppelt so viele. Die Handlung des Romans spielt exakt während der Zeit ihrer Niederschrift, von Ostern 1960 bis zum 6. Juli 1960, dem Tag, bevor er das Manuskript abschloss. Einmalig, fand er selbst.

Seine mit Bleistift auf gelbem Papier geschriebenen Briefe, die in der Bibliothek der Stanford University aufbewahrt werden, zeigen noch immer die Spuren dieser Hetzjagd. Elizabeth Otis ließ er am 24. Juni 1960 wissen: »Mein Buch macht mich fertig. Die Schwiele vom Schreiben an meinem Zeigefinger ist schon so dick wie ein Ei.« Eine Woche später: »Das ist interessant, aber vielleicht nur für mich: Ich schreibe nicht einfach über die Gegenwart, sondern über die Gegenwart, genau so wie sie ist.« An Toby Street, am 6. Juli: »Mein *Winter*-Buch ist zu einer Obsession geworden. [...] Es war ein Baum, der immer weiterwuchs, mit Wurzeln in dunklen Wassern.«

Im selben Frühjahr fasste er noch einen anderen Entschluss. Während er noch mitten in seinem neuen Roman steckte, hatte er bereits

einen ganz besonderen Pick-up bestellt, mit dem er eine Rundreise durch Amerika machen wollte. Er hatte sich vorgenommen, »dieses monströse Land« erneut kennen zu lernen, denn er hatte das Gefühl, dass fundamentale Veränderungen stattgefunden hatten, auch in der Mentalität. Steinbeck wollte durch die nördlichen Staaten Amerikas von der Ostküste zur Westküste fahren, dann an der Westküste entlang von Seattle und Oregon aus in Richtung Süden, dann wieder ostwärts durch Arizona, Texas und die südlichen Staaten. Etwa drei Monate sollte die Reise dauern. Große Städte wollte er meiden, vor allem die kleinen Städte und das platte Land interessierten ihn; er wollte in Bars und Hamburgerbuden rumsitzen und jeden Sonntag einen Gottesdienst besuchen. Die Zeitschrift *Holiday* war bereit, die Reportage in Fortsetzung zu drucken, und möglicherweise würde auch noch ein Buch daraus werden.

Steinbeck wollte allein und anonym reisen, unter dem Namen J.S. America. »Ich muss allein fahren«, sagte er zu Elaine – so erinnerte sie sich jedenfalls. »Ich will unbedingt allein mit den Menschen reden, ich bin zu viel im Ausland auf Reisen gewesen, ich habe den Kontakt zu den Menschen verloren.« Allerdings bat er sie um einen Gefallen: Er wollte ihren Pudel Charley mitnehmen.

In einem Auktionskatalog mit Objekten aus Steinbecks Nachlass fand ich zufällig Charleys Stammbaum, aus dem hervorgeht, dass er früher einmal anders geheißen hatte: Anky de Maison Blanche, vermutlich geboren im Jahr 1951. Er stammte aus der Pariser Vorstadt Bercy, und obwohl er laut seinem Herrchen später noch ziemlich gut Pudel-Englisch lernte, reagierte er immer noch am schnellsten auf Kommandos in französischer Sprache. Als ich in Sag Harbor mit Gwen Waddington sprach, der Stieftochter von Bob Barry, da konnte sie sich noch gut an Charley erinnern. Als Kind hatte sie an den Bootstouren teilnehmen müssen, die Steinbeck und ihr Vater gemeinsam unternahmen, und manchmal hatte sie dann zusammen mit Charley in der Kajüte bleiben müssen. Sie fürchtete sich vor dem großen Tier, doch Steinbeck sagte jedes Mal nur: »Erzähl ihm Geschichten. Das hilft immer.«

Steinbeck nannte sein neues Projekt »*Operation America*« – doch von Elaine und Elisabeth Otis, die wegen Steinbecks Gesundheitszu-

stands den Plan entschieden ablehnten, wurde es sehr bald umbenannt in »*Operation Windmills*«. Und es war wirklich ein überaus romantisches Vorhaben. Steinbeck hatte, jedenfalls nach Auskunft seines Sohns Thom, noch nie in seinem Leben kampiert. Die eingeplante Reisezeit war sehr knapp bemessen, und der kalte Herbst näherte sich rasch. Allerdings hatte er 1936, im Rahmen der Vorarbeiten zu *Früchte des Zorns*, etwas Ähnliches unternommen. Damals hatte er einen Bäckerwagen angeschafft, einen *pie waggon*, wie er ihn nannte, und hatte ihn zu einem fahrenden Büro umgebaut. Diesmal rüstete er Rosinante als eine Art »Landschiff« aus, mit allen möglichen Werkzeugen, Seilen, Angeln, Gewehren, Schreibutensilien, Landkarten, einer Enzyklopädie, Dutzenden anderer Nachschlagewerke, einer Winde und einem Flaschenzug und mit einem achtzig Liter fassenden Wassertank.

Ein halbes Jahrhundert später habe ich den Wagen im National Steinbeck Center in Salinas gesehen. Es handelte sich um einen unverwüstlichen Pick-up mit Allradantrieb und einem Ofen, mit dem man einen Polarwinter hätte überstehen können. Auf der Ladefläche war ein weiß gespritzter Campingaufbau aus Aluminium montiert, dessen Inneneinrichtung tatsächlich an ein Boot erinnert: eine gemütliche hölzerne Kajüte mit einem großen Tisch und zwei braunen ledernen Schlafplätzen, einem weißen Waschbecken, einer kleinen Kochgelegenheit, einem kleinen Kühlschrank, grün-braunen Vorhängen, ein paar Bildern von Jägern und Hunden in Aktion und überall in den Wänden Klappen und Schranktürchen. Die Kabine, in welcher der Fahrer den Tag verbrachte, war hingegen eine große metallene Klapperkiste, so wie bei Nutzfahrzeugen üblich. Sie war kaum mehr als ein einfach ausgestatteter Arbeitsplatz mit einer harten grauen Sitzbank, soliden Pedalen, ohne Servolenkung und anderem Luxus.

Steinbeck war, so seine Freunde, aufgeregt wie ein Schuljunge. In demselben Brief an Toby Street schrieb er: »Ich habe einen Pritschenwagen mit einer Hütte darauf, wie die Kajüte eines kleinen Boots. Wo immer ich auch anhalte, ich werde zu Hause sein. Im Wagen gibt es einen Herd, eine Bank, einen Schreibtisch und einen Kühlschrank. Charley wird mich begleiten. Das ist absolut notwendig für mich. Ich muss erfahren, wie das Land aussieht, wie es riecht, wie es klingt.«

Es sollte, kurzum, die klassische Reise des einsamen Helden werden, mit Charley als Sancho Pansa, dem Schildknappen, auch wenn dessen nüchterne Kommentare sich auf das Heben des Beins beschränkten, überall in Amerika, an Tausenden von Bäumen.

3

Am 23. September 1960, einem klaren Freitagmorgen – der gelbbraune Herbst hing bereits in der Luft –, machten sich John Steinbeck und Charley gemeinsam auf den Weg, erfüllt von vagen Unlustgefühlen, jedenfalls was Steinbeck anging. Charley fand alles wunderbar, wenn er nur auf der Bank neben seinem Herrchen sitzen durfte. Ihre Expedition hatte wahrhaft alle Merkmale eines Don-Quichotte-Projekts, im vollen Galopp in den Kampf gegen Windmühlen.

Ich selbst kam mir, ein halbes Jahrhundert danach, ebenfalls wie ein Narr vor. Steinbecks Reisebericht *Travels with Charley (Die Reise mit Charley)* war 1962 erschienen; später, 1966, folgte dann noch eine Reihe interessanter Nachbetrachtungen mit dem Titel *America and Americans (Amerika und die Amerikaner)*. Dieses ganze Projekt hatte mich immer schon fasziniert, und ich fand *Die Reise mit Charley* bereits beim ersten Lesen spannend, voller Farben und menschlicher Stimmen, geistreich und gut geschrieben. Die Geschichte springt hin und her, wie die Gedanken und Assoziationen von jemandem, der den ganzen Tag am Steuer sitzt: Du fährst durch eine Herbstlandschaft, dann geht dir eine Erinnerung durch den Kopf, eine Stunde später hockst du in einem *diner* zwischen schweigenden Farmern, der Regen prasselt herab, danach sitzt du in der Abendsonne an einem stillen Fluss, und die ganze Zeit über studierst du das Land.

Was für ein ansteckendes Buch! Es brachte mich auf die Idee, eine ähnliche Inspektionsreise durch Europa zu unternehmen – ich war ein ganzes Jahr unterwegs, und mein Vorhaben entwickelte sich zu einem vollkommen anderen Projekt, doch sein Ursprung lag in Steinbecks Buch. Danach kam mir der Gedanke, seine Reise zu wiederholen, mit den Augen und Ohren von heute.

Aber war das eine gute Idee, als europäischer Journalist Amerika zu erkunden?

Wir Europäer haben mit unserem Luxus und unserem Wohlstand eine vergleichbare Entwicklung durchgemacht wie die Amerikaner, wenn auch etwas weniger opulent, mit vielen regionalen Unterschieden und mit dem Ballast von zwei ruinösen Weltkriegen. Die Veränderungen sind langsamer verlaufen: Als die Steinbecks sich im Sommer 1959 im südwestenglischen Somerset einquartierten, fanden sie dort ein Alltagsleben vor, das sich seit Jahrzehnten nicht verändert zu haben schien. Autos gab es fast keine, der Bäcker und der Lebensmittelhändler fuhren von Haus zu Haus, der Briefträger machte seine Runde auf dem Fahrrad, das Landhäuschen ließ sich nur mit einem Kohleofen heizen, niemand hatte einen Kühlschrank, von einer Waschmaschine ganz zu schweigen. Gemüse zogen die Steinbecks im eigenen Garten, das Gras mähten sie mit der Sense, Elektrizität gab es erst seit kurzem, Wasserleitungen wurden in jenem Sommer verlegt. Um 1960 hatte der große Wohlstand in Westeuropa gerade erst Einzug gehalten, und die meisten Osteuropäer sollten noch Jahrzehnte darauf warten.

Amerika faszinierte uns Europäer natürlich schon, sehr sogar. Das war die Zukunft, so musste man leben, mit dem amerikanischen Schneid und dem beneidenswerten Flair! Bereits zu Beginn des 19. Jahrhunderts verfasste der junge französische Aristokrat Alexis de Tocqueville einen visionären Reisebericht über das damals nagelneue Amerika. Zusammen mit seinem Freund Gustave de Beaumont hatte er das Land vom Mai 1831 bis zum Februar 1832 bereist, offiziell um das amerikanische Gefängnisssystem zu studieren, tatsächlich aber vor allem, um sich einen Eindruck von dieser vollkommen neuen Welt und der wunderlichen Demokratie, in der alle gleich waren, zu verschaffen.

Sein großes Werk *Über die Demokratie in Amerika* wurde zum Klassiker, doch eine ergiebige Quelle sind vor allem die Briefe, Notizen und Tagebuchaufzeichnungen, die die beiden unterwegs schrieben. Die jungen Männer waren scharfe und geistreiche Beobachter, und sie hörten und sahen viel, gerade weil sie Außenstehende waren. Tocqueville notierte: »Der Fremde erfährt oft im Heim seines Gastgebers wichtige Wahrheiten, die dieser seinen Freunden vielleicht vorenthielte.«

Tocqueville und Beaumont hatten würdige europäische Nachfolger, vom britischen Botschafter James Bryce, der Tocquevilles Route exakt nachreiste und 1888 seinen eigenen Klassiker, *The American Commonwealth*, veröffentlichte, bis hin zu dem Schweden Gunnar Myrdal und seiner legendären Studie über das Verhältnis zwischen den Rassen – *An American Dilemma* (1944) – und dem Briten Jonathan Raban, der mit *Bad Land* (1996) eine wunderbare Miniaturgeschichte über eine Farmerfamilie eines kleinen Ortes in der unendlichen Prärie schrieb. Und so waren da noch Dutzende andere; neben all den Amerikanern natürlich. Wenn es ein Land gab, in dem fortwährend über die eigene Identität und Rolle in der Welt nachgedacht und geschrieben wurde, dann waren es die Vereinigten Staaten. Was sollte ich dem noch hinzufügen können?

Andererseits, das sollte ich ehrlich zugeben, war Amerika auch meine heimliche Liebe, schon seit Jahrzehnten. Wie viele andere Europäer hatte ich ein kompliziertes Verhältnis zu unseren Halb Cousins und -cousinen auf der anderen Seite des Ozeans und zu unserem mächtigen, ehemals steinreichen Onkel Dagobert. Das Land war eine unerschöpfliche Quelle von Geschichten und Ideen, und es war immer wieder für eine Überraschung gut. In den achtziger und neunziger Jahren hatte ich die Vereinigten Staaten bereist. Ich war mit dem Zug von Ost nach West gezuckelt und wieder zurück, ich hatte über Wahlen und Drogenkriege berichtet; ich hatte endlose Gespräche und Interviews geführt, hatte mich mit Friedensaktivisten, Lehrern, Polizeichefs angefreundet, hatte an Rodeofestivals und PEN-Kongressen teilgenommen; und am Ende war ich immer wieder am Küchentisch meiner zweiten, amerikanischen Mutter gelandet – denn Amerikaner werden bisweilen schnell ein Teil der Familie. Edith hieß sie, Edith Laub.

Die Küche von Edith und ihrem Mann Lou war die erste amerikanische Küche gewesen, die ich gesehen hatte; an ihrem Frühstückstisch führte ich meine ersten amerikanischen Diskussionen, in ihrem Haus erlebte ich zum ersten Mal die amerikanische Gastfreundschaft und Großzügigkeit. Ich war vollkommen überrumpelt gewesen an jenem frischen Augustmorgen des Jahres 1979, als wir uns kennen lernten.

Es war meine erste Reise in die Vereinigten Staaten. Mit zwei Freunden hatte ich einen billigen und wahnsinnig langen Flug gebucht. Im

Flugzeug tranken wir zu viele Cuba Libres, allein schon deshalb, weil wir den Namen so witzig fanden, und nach fast zwanzig Stunden torkelten wir in die Wohnung irgendeines Freundes eines Freundes in Berkeley. Dort war nicht genug Platz, und nach ein paar Telefonaten brachte man mich in die Wohnung von anderen Freunden von Freunden, so wie man das damals eben machte. Man schob mich eine schmale Treppe hinauf, ich fiel erschöpft auf ein Bett und schlief wie ein Stein, beinahe zwölf Stunden.

Das Erste, was mir am nächsten Morgen auffiel, war das Licht. Für uns aus den ewig nebligen Niederlanden ist das seltsame, glasklare kalifornische Licht ein Wunder. Ich konnte nicht genug davon bekommen. Und dann war da der typische Geruch eines amerikanischen Holzhauses, vermischt mit dem von Tausenden von Büchern, die überall in den Zimmern und Mansardenkammern standen. Da hindurch stieg der würzige Duft von gut gemachten Rühreiern nach oben, Ediths berühmten *scrambled eggs*, und irgendwie fühlte ich mich zu Hause. Es war ein Glücksgefühl, das mich nie wieder verließ, jedes Mal wenn ich hierherkam: das Licht, die Gerüche, die Wärme.

Ich sprang aus dem Bett, zog mich an, ging die Treppe hinunter in die Küche, und dort begannen wir zu reden, zu diskutieren und zu lachen. Edith, Lou und ich. Es war sieben Uhr morgens, und auf einmal war es ein Uhr, und so begann eine innige Freundschaft.

Lou starb Mitte der achtziger Jahre. Edith wurde eine würdevolle alte Dame. Sie konnte schlecht gehen, arbeitete aber weiterhin in einer kleinen Bibliothek für die Anhänger der Befreiungstheologie. Sonntagnachmittags schauten wir uns manchmal alte Fotos an, die wir unter ihrem Bett hervorkramten, in dem sie damals schon ziemlich viel Zeit verbrachte. Ich traute meinen Augen nicht. »*Jeepers Creepers! Where'd ya get those peepers? Jeepers Creepers! Where'd ya get those eyes?*« Das war das Lied, das zu der jungen Edith gehörte, als sie in New York ihren Lou traf, an einem der Sommerabende des Jahres 1945, als alle auf dem Times Square tanzten. Ein wunderschönes jüdisches Mädchen, intelligent und geistreich, niemand konnte so lachen wie sie.

Mit sechzehn wollte sie Filmstar werden, und mit ihren Augen wäre ihr das bestimmt auch gelungen. Eines Abends kam ein Onkel zu Besuch,

ein führender Mafioso, für sie ein Verwandter wie alle anderen. »Was willst du werden?«, fragte er sie. »Ich will nach Hollywood«, sagte sie entschlossen. »Okay«, sagte der Onkel. »Hier hast du 1000 Dollar als Startkapital, aber dann musst du sofort aufbrechen!« Er blätterte die Geldscheine auf den Tisch. Im Zimmer wurde es totenstill. Edith zögerte keine Sekunde, packte die Scheine, rannte die Treppe hinunter und hinaus auf die Straße. Wenig später musste sie von Vater und Brüdern von dem Haltestellenpfahl weggezerrt werden, an den sie sich, vor Wut schreiend, klammerte.

Sechzig Jahre danach schauten wir uns gemeinsam die großen Fernsehshows an. Sie war tatsächlich nach Kalifornien gegangen, war in einem Antiquariat gelandet, das sie zusammen mit ihrem Mann Lou betrieb, sie hatte zwei Söhne großgezogen, war zu einer ziemlich orthodoxen Linken geworden – tagelang haben wir über die Sowjetunion diskutiert –, aber die glanzvollen großen Shows, die liebte sie immer noch über alles. Sie war durch und durch amerikanisch, meine zweite Mutter, erfüllt von amerikanischen Idealen und vom amerikanischen Traum, und gerade deshalb stand sie ihrem Land auch so kritisch gegenüber. Edith war sechsunachtzig, als sie 2007 starb.

Vielleicht war es ihr Tod, der mich erneut über das Steinbeck-Projekt nachdenken ließ. Warum auch nicht? Ich las *Die Reise mit Charley* zum zweiten Mal, aber jetzt mit dem Augenmerk auf den praktischen Aspekten des Unternehmens. Steinbecks Reiseplan war gut durchdacht, die Strecke konnte problemlos wieder abgefahren werden. Und außerdem: Was war schöner, als seine Tour genau fünfzig Jahre später noch einmal zu machen, im Herbst des Jahres 2010, mit John und Charley in Gedanken an meiner Seite und derselben Frage vor Augen: Was ist in den zurückliegenden Jahrzehnten mit diesem »monströsen Land« geschehen?

Das nahe und doch so fremde Amerika war überaus prägend für uns Europäer. Und trotzdem: Was wissen wir eigentlich über dieses Land? Und was wissen wir nicht? Was war echt, was Schein, was Mythos? Und was bringt die Zukunft, jetzt, wo das glorreiche amerikanische 20. Jahrhundert vorbei ist? Wie geht diese Nation ins 21. Jahrhundert? Bleiben die Amerikaner wegweisend für uns?

Ich beschloss zu fahren. Ohne allzu große Erwartungen, mit offenen Augen und einem leeren Kopf, nur für mich selbst. Windmühlen oder nicht, was kümmerte es mich.

John Steinbeck hatte 1960 allen Grund, sich auf eine Inspektionsreise zu begeben. Sein altes Amerika hatte sich in einem unvorstellbaren Tempo verändert, es war unter seinen Augen davongelaufen, rasend schnell.

Ein Jahr zuvor, am 24. Juli 1959, war es während der American National Exhibition in Moskau zu einer historischen Konfrontation gekommen, einem unerwarteten politischen Duell zwischen dem republikanischen Vizepräsidenten Richard Nixon und dem sowjetischen Regierungschef Nikita Chruschtschow, in dem die Übermacht des *American Century* noch einmal demonstriert wurde. Es war eine fast surrealistische Szene, das große Gespräch zwischen dem Kommunismus und dem glanzvollen Amerika der fünfziger Jahre, zwischen den beiden Ideologien, die damals die Welt bestimmten, und das alles vor der Küchenanrichte einer amerikanischen Modellwohnung, die dort aufgebaut war.

Alle hatten den Luxus bestaunt, und die Sowjetpresse sprach höhnisch vom »Taj Mahal«: Diese Wohnung sei für den Durchschnittsamerikaner ebenso repräsentativ wie der Taj Mahal für die Wohnverhältnisse in Indien. Nixon widersprach: Für eine Rate von 100 Dollar im Monat könne sich ein amerikanischer Stahlarbeiter solch ein Haus durchaus leisten. Chruschtschow entgegnete schlagfertig: »Ihr braucht Dollar, um ein solches Haus zu besitzen, bei uns muss man dafür nur in unserem Land geboren sein.«

Die Männer standen sich dicht gegenüber, der gedrungene ukrainische Bauernsohn und Bergarbeiter und der Sohn eines kalifornischen Tankstellenbetreibers. Nixon, mit den Fingern in Richtung Chruschtschow wedelnd, während er die amerikanischen Errungenschaften der fünfziger Jahre aufzählte: Die 44 Millionen amerikanischen Familien besäßen insgesamt 56 Millionen Autos, 50 Millionen Telefonapparate und 143 Millionen Radios und so weiter. »Die Zahlen zeigen«, rief Nixon, »dass die Vereinigten Staaten, das größte kapitalistische Land der Welt, wenn es um die Verteilung des Reichtums geht, dem Ideal des Wohlstands für alle in einer klassenlosen Gesellschaft am nächsten

kommen.« Danach drückte Nixon Chruschtschow eine Flasche Pepsi-Cola in die Hand, und so wurde der Regierungschef verewigt – der endgültige Sieg Pepsis und Amerikas.

Dabei war der Wohlstand Amerika nicht in den Schoß gefallen. Während der ersten Nachkriegsjahre hatte sich das Land nicht gerade in Siegesstimmung befunden. Neben Freude herrschte ein Gefühl der Demut. Die Geschehnisse des Weltkriegs waren so überwältigend gewesen, hatten derart viele Familien getroffen und oft zerstört, dass alle Alltagsorgen bedeutungslos erschienen.

»Wer heute auf das Jahr 1945 zurückschaut, erblickt ein vollkommen anderes Zeitalter auf der anderen Seite einer Art Narzissmusgrenze«, notierte der konservative Kommentator David Brooks mehr als sechzig Jahre später. »Einfachheit und das Gefühl, dass im Kern alle gleich sind, waren ein wichtiger Teil der damaligen Kultur.« Das Gefühl der Bescheidenheit hielt sich im Europa der fünfziger Jahre noch eine ganze Zeit, in Amerika verschwand es bald wieder.

Die Amerikaner, die in den fünfziger Jahren in hellblauen Chevys herumfuhren, hatten zudem den harten Kampf ums Überleben vor und nach der Großen Depression in seinem ganzen Ausmaß mitgemacht; ihre Familien hatten lernen müssen, was Hunger ist, und diese Erfahrung prägte ihre Lebenseinstellung. Selbst in den zwanziger Jahren, so »golden« sie auch waren, lebten mehr als 40 Prozent der Stadtbevölkerung in Armut.

Ich erinnere mich, wie Lou von seiner Jugend um 1920 in einer großen jüdischen Familie in der Lower East Side in New York erzählte. Infolge einer Erkrankung an Gelbfieber in jungen Jahren hörte er schlecht, und er ging auch ein wenig schwankend aufgrund früherer Leiden. Sein Vater war ein Spieler. Er erinnerte sich an den Hunger, daran, wie er an Jom Kippur Brot holen musste, unterwegs heimlich ein Stück abbiss und dachte: Es kann keinen Gott geben, der ein hungernes Kind wegen eines kleinen Stückchens Brot mit dem Blitz erschlägt.

Auch die meisten Idole der fünfziger Jahre, von Präsident Eisenhower bis hin zu Elvis Presley, kannten das Leben am Rande der Gesellschaft gut. Dwight D. Eisenhower wuchs in einem einsamen Städt-

chen des Mittleren Westens auf, in Abilene, das nicht einmal über gepflasterte Straßen und Bürgersteige verfügte. Wenn es regnete, war auch die Hauptstraße ein einziges großes Schlammloch. Sein Vater war, nachdem er infolge einer Landwirtschaftskrise Pleite gemacht hatte, Mechaniker bei der Eisenbahn. Nie war auch nur ein Cent extra im Haus, alle arbeiteten sehr hart, und die Familie aß möglichst das, was sie im eigenen Garten anbaute.

Elvis Presley kam in einer selbstgezimmerter Hütte in der ärmsten Gegend der Baumwollanbaugebiete von Mississippi zur Welt. Sein Vater saß wegen Scheckbetrug im Gefängnis, und irgendwann zog die Familie vor Verzweiflung nach Memphis. Elvis: »*We were broke, man, broke.*« Auch der Vater von Richard Nixon ging bankrott; er betrieb später einen kleinen Laden mit angeschlossener Tankstelle, in dem die ganze Familie mitarbeitete. Nixons Frau Pat wuchs in einer Bergarbeiterhütte in Nevada auf.

John Steinbeck selbst, der aus einer ordentlichen Bürgerfamilie stammte, verdiente in den Jahren, die er mit Ed Ricketts in Monterey verbrachte, praktisch nichts. »In unserem Freundeskreis gab es keinen Neid auf die Reichen«, erzählte er später. »Wir kannten niemanden, der reich war. Wir dachten, alle leben so wie wir, wenn wir überhaupt darüber nachdachten.«

Zur Einfachheit gehörte das Ideal der Gleichheit. Die meisten Amerikaner der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts sahen sich am liebsten als Mitglieder einer mehr oder weniger uniformen Mittelschicht. »Der Reiche raucht dieselbe Zigarettenmarke wie der Arme, er rasiert sich mit dem gleichen Rasierapparat, benutzt das gleiche Telefon, den gleichen Staubsauger, das gleiche Radio, den gleichen Fernseher«, schrieb *Harper's Magazine* noch 1947 zufrieden. Zu diesem Ideal gehörte auch ein bestimmtes Gefühl des Relativismus: Man musste nicht immer der Beste sein oder an der Spitze stehen. Steinbeck schrieb einem seiner Freunde: »Im letzten Krieg, als sich die Landungsboote voller ängstlicher Männer der Küste näherten, da brüllten die Sergeanten und Offiziere wirklich nicht: ›Vorwärts, kämpft um Ruhm und Unsterblichkeit!‹ Nein, sie riefen: ›Rein in die Brandung! Wollt ihr ewig leben?‹«

Und doch begann auch die Gleichheit in der amerikanischen Mittelschicht sich zu verändern. Die neuen Automodelle zum Beispiel waren durchaus nach Rang und Stand geordnet: Für den Anfänger gab es den Chevrolet, dann kamen die Pontiacs, die Oldsmobiles und Buicks, und die wirklich Reichen fuhren einen Cadillac. Und nicht nur das, Kaufen und Konsumieren wurde immer mehr zu einer sozialen Norm. Man *musste* auch einen neuen Pontiac fahren, und wer 1959 noch einen Pontiac aus dem Jahr 1956 vor der Tür stehen hatte, war ein Trottel. Ein neues Auto war die Belohnung für Jahre des Verzichts und der harten Arbeit, so wie es die Anzeigen von Cadillac ständig verkündeten: »Hier ist der Mann, der das Recht erworben hat, am Steuer dieses Wagens zu sitzen!«

Die meisten Familien gaben die traditionelle puritanische Einfachheit nach und nach auf. Der Historiker William Leach beschrieb die Entwicklung einer »Kultur des Verlangens, die das gute Leben mit Gütern verwechselt«. Und sein Kollege David M. Potter beklagte 1954, dass die Gesellschaft derzeit erwarte, dass ein Mann »sein Quantum an Gütern – Autos, Whiskey, Fernseher – konsumiert, indem er einen bestimmten Lebensstandard aufrechterhält, und dass man ihn als ›guten Kerl‹ betrachtet, wenn er sich seinen Teil nimmt, während alle hinter vorgehaltener Hand über die vorsichtige, selbstlose, kleingeistige Sparsamkeit lachen, die eine frühere Generation respektiert hätte.« Auch dies war ein Bruch zwischen der alten Überlebensgesellschaft und der Konsumgesellschaft: Schulden machen, was man immer als Last, wenn nicht gar als Schande betrachtet hatte, war nun auf einmal ganz normal, es wurde sogar gefördert.

Doch mit dem Begriff »Bruch« muss vorsichtig umgegangen werden. In mancher Hinsicht kann man auch von Kontinuität sprechen. Bereits in den zwanziger Jahren war in den Vereinigten Staaten eine Art Luxuskultur entstanden, und im Jahr 1928 warb der Präsidentschaftskandidat Herbert Hoover sogar mit dem Slogan »Zwei Autos in jeder Garage«. Kurz vor dem Zusammenbruch der Börsen erklärte er, Amerika sei »dem endgültigen Sieg über die Armut näher, als alle Länder es zuvor je waren«. Zwanzig Jahre später wurde dieser Faden wieder aufgenommen.

Aber jetzt ging es um mehr. Eine übergroße Mehrheit der Amerikaner, junge wie alte, machte sich nun eine vollständig neue Art zu denken zu eigen. Nach Jahren voller Sorgen, Gefahren und Entbehrungen genoss sie in vollen Zügen den Überfluss und das Scheinglück. Das war die Belohnung nach generationenlangem Schuffen, das war das endlich eingelöste Versprechen Amerikas, so sollte das Leben in Zukunft aussehen.

In denselben Jahren wurden die Amerikaner mit einem weiteren Phänomen konfrontiert, das ihre Gesellschaft stark beeinflussen sollte. Robert Kennedy sagte einmal, das amerikanische Kind habe in seiner Jugend drei Eichpunkte: das Zuhause, die Schule und die Kirche. Dazu gesellte sich in den fünfziger Jahren ein weiterer: das Fernsehen.

1941 sah in Sag Harbor, dem späteren Wohnort John Steinbecks, praktisch niemand fern. Die Wenigen jedoch, die es taten, fuhren am 1. Juli hoch: Der New Yorker Fernsehsender WNBT-TV unterbrach das normale Programm und strahlte sechzig Sekunden lang das Bild einer gemächlich tickenden Uhr aus. Eine Bulova! Aus ihrer Bulova-Fabrik in Sag Harbor! Nach einer Minute verlor sich das Bild wieder. Das war alles. Es war der erste Fernsehwerbespot der Welt.

1947 gab es im ganzen Land bloß 44 000 Fernsehapparate. Man konnte nur lokal senden. Neue Ausstrahlungstechniken wurden entwickelt, die ersten nationalen Netze entstanden, und danach ging alles rasend schnell. Während des Wahlkampfs 1952, als Eisenhower eine Reihe einminütiger Werbespots gegen seinen Konkurrenten Adlai Stevenson in Stellung brachte, wurde zum ersten Mal politische Werbung im Fernsehen gemacht. Es gab eine ganze Reihe Kritiker, die das unwürdig fanden: »die Präsidentschaft verkaufen wie Haferflocken«.

Eisenhower gewann. Doch Stevenson, der als Kandidat der Demokraten sowohl 1952 als auch 1956 gegen Eisenhower antrat und sich um das Amt des Präsidenten bewarb, blieb bei seinen intellektuellen Anhängern sehr beliebt, gerade wegen seiner Weigerung, vor der modernen Technik zu kapitulieren. Steinbeck war ein großer Freund von Stevenson und schrieb gelegentlich Reden für ihn. Für Steinbeck und seine Seelenverwandten war der Wahlkampf 1952 das letzte ritterliche

Gefecht, ein letztes Aufleben altmodischer Rhetorik, während die neuen politischen Umgangsformen ihre Schatten bereits vorauswarfen.

1953 hatte das Fernsehen das Radio überholt: Statistisch gesehen gab es in Amerika mehr Fernseher als Radios. Eine Folge der *Ed Sullivan Show* hatte mehr als fünfzig Million Zuschauer. Die *soap operas*, sich über Tage hinziehende Familiendramen, die wegen der zuschauenden Hausfrauen oft von Waschmittelreklame unterbrochen wurden, bestimmten mehr und mehr die Gespräche. David Halberstam beschreibt, wie ein junger Zuschauer – wahrscheinlich er selbst – fasziniert ist von der Tatsache, dass ein Kind in einer solchen Serie zur Strafe »nach oben« geschickt wird. Er selbst konnte damals nur von einem Haus träumen, in dem es ein »Oben« gab, ganz zu schweigen von einem eigenen Zimmer. Aber das war die Botschaft, welche die Seifenopern immer wieder verkündeten: »Morgen könnt auch ihr so leben.«

Doch der massenhafte Fernsehkonsum hatte auch unerwünschte Auswirkungen auf die Amerikaner. Die Statistiken jener Jahre zeigen einen deutlichen Knick: Die Menschen lasen nicht mehr so viel, sie engagierten sich weniger ehrenamtlich, sie wurden dicker und blieben häufiger zu Hause. Die Wohnung und die eigene Familie rückten mehr in den Mittelpunkt, auf Kosten des öffentlichen Lebens.

In den Vorstädten wurden neue Häuser gebaut, deren Erholungsbereiche – Garten, Schwimmbad und Platz für andere Freizeitbeschäftigungen für die Familie – nach hinten raus lagen. Nur die Garage befand sich noch auf der Vorderseite. Die Bewohner wandten sich von der Straße ab. Die Werbung und die Politik richteten sich nicht mehr an die Menge draußen, sondern an die Familie zu Hause. Auch hier sprechen die Zahlen Bände: Die Amerikaner gingen immer seltener ins Kino oder ins Theater, sie besuchten weniger Versammlungen und andere Zusammenkünfte, sie verbrachten weniger Zeit bei Sportveranstaltungen, saßen weniger oft in der Kneipe und hatten weniger Kontakt mit den Nachbarn. Begräbnisse, die immer eine Dorf- und Nachbarschaftsangelegenheit gewesen waren, wurden mehr und mehr zur Privatsache.

In Sag Harbor, erzählte John Ward, brannte er immer zusammen mit John Steinbeck das traditionelle Feuerwerk am Unabhängigkeits-

tag ab. »Er war ganz wild darauf, sobald er es irgendwo knallen hörte, war er mit von der Partie.« Aber selbst der Unabhängigkeitstag, seit alters her ein Straßenfest mit Paraden, bekam in den fünfziger Jahren zunehmend private Züge: An dem freien Tag unternahmen die Menschen immer häufiger Familienausflüge, veranstalteten Picknicks oder Grillpartys. Nada Barry, die Witwe von Bob Barry, die es irgendwann einmal nach Sag Harbor verschlagen hatte, um dort soziologische Forschungen vorzunehmen, machte damals schon die Beobachtung, dass die typisch amerikanische *porch culture* – die Angewohnheit amerikanischer Familien, abends vor dem Haus auf der großen Veranda zu sitzen und mit Passanten zu plaudern – in Sag Harbor bereits Ende der fünfziger Jahre vollständig verschwunden war. In der Geschichte der Vereinigten Staaten nach dem Zweiten Weltkrieg geht es vor allem um die Anpassung an diese vollkommen neue Art des Zusammenlebens. Die Grundwerte der herrschenden Kultur wurden in weniger als zehn Jahren ganz und gar auf den Kopf gestellt. Die Amerikaner wechselten von einer Kultur, in der man dem Mangel trotzen musste – mit aller Strenge und Starrheit, die dazu gehört –, in eine Kultur, in der der Genuss – und immer noch mehr Genuss – im Mittelpunkt stand.

Dieser rasante, aber öffentlich nicht diskutierte Wandel ihrer Gesellschaft, die tiefgreifende Veränderung der Prioritäten und das Schwinden der klassischen amerikanischen Werte wie Sparsamkeit, Einfachheit und Solidarität verunsicherte nicht wenige Amerikaner. Sie spürten, dass die Party mit den Waschmaschinen, den rosafarbenen Buicks und den flotten Petticoats einen einschneidenden Bruch markierte. Der Sieg über die Welt des Mangels war eine historische Leistung ersten Ranges, aber den Menschen dämmerte, dass das Reich des Überflusses neue Probleme mit sich bringen würde, und zwar von einer Art und in einem Umfang, von denen sie sich noch keine Vorstellung machten.

Es ist eine klassische Geschichte, die Abfolge der Generationen: Die erste Generation kämpft sich aus der Armut, die zweite Generation erwirbt Reichtum, die dritte Generation ist verwöhnt und läuft aus dem Ruder. Hier ging es um mehr, es ging es um die Fundamente einer Gesellschaft. In einer Überlebenskultur hat der Mensch schließlich nur wenige Wahlmöglichkeiten. Nun gab es durchaus Alternativen, und

zwar immer zahlreichere. Dadurch wurden mehr oder weniger alle traditionellen Normen und Werte, die ihre Wurzeln in der »Welt der Notwendigkeit« hatten, zur Diskussion gestellt.

Aus diesem Grund begann es auch schon während der fünfziger Jahre hier und da in der amerikanischen Gesellschaft zu gären: bei den schwarzen Bürgern, die nun die gleichen Rechte haben wollten wie die Weißen; bei Studenten und Künstlern, die herumexperimentierten und bereits nach Alternativen zur Konsumgesellschaft suchten; bei den Konservativen, die auf ihre Weise dasselbe taten, indem sie an Religion und Traditionen festhielten; bei den Frauen, die in einem puppenstubenhaften Leben in den Suburbs verkümmerten.

»Was uns geschah, kam schnell und leise aus allen Richtungen und erwies sich umso gefährlicher, als es die Maske des Guten trug«, schrieb John Steinbeck in *Amerika und die Amerikaner*. »Die Muße, die bisher dem Himmelreich vorbehalten gewesen war, kam zu uns, die wir nicht wussten, was damit anzufangen sei. Alle diese guten Sachen, die ohne Vorbereitung über uns hereinbrechen, schaffen Unheil. Wir haben die Sachen, haben aber nicht Zeit gehabt, eine mit ihnen rechnende Denkweise zu entwickeln. Wir geben uns Mühe, die Lebensweise der Gegenwart und die Gewohnheiten in der langen, fest eingprägten Vergangenheit in Einklang zu bringen.«

TEIL ZWEI

*We shall be as a city upon a hill,
The eyes of all people are upon us.*

PREDIGT VON
PASTOR JOHN WINTHROP, 1630

I

Unsere Rosinante war ein Jeep, ein Jeep Liberty in Silbermetallic. Nagelneu, ein robustes Fahrzeug mit Automatik, Tempopilot und Servolenkung, aber nicht allzu groß – jedenfalls für amerikanische Begriffe. Auf einer ausgedehnten Betonfläche am John F. Kennedy International Airport durfte ich mich mit ihm vertraut machen, und nach dem Ausfüllen einiger Formulare gehörte er für mindestens zehn Wochen mir. Der Meilenzähler stand auf 189. Der ganze Wagen roch nach neuem Kunststoff und Metall.

Ich hatte ein paar Taschen und Koffer bei mir, darin auch einiges an Lesestoff. Steinbeck natürlich, einschließlich der Kopien aller erhaltenen, während der *Reise mit Charley* geschriebenen Briefe. Außerdem ein paar frühere und spätere Reiseberichte von Schriftstellern und Journalisten, die ähnliche Touren unternommen hatten. Zum Beispiel die gesammelten Kolumnen von Ernie Pyle, einem Freund Steinbecks und bedeutenden Kriegsberichterstatter, der in den dreißiger Jahren für eine Reihe von Zeitungen kreuz und quer durchs Land gefahren war. Natürlich habe ich auch *Inside U.S.A.* des Journalisten John Gunther mitgenommen, der von Dezember 1944 bis Ende 1945 sämtliche achtundvierzig Staaten besucht und eine etwas systematischere Bestandsaufnahme gemacht hatte; ein dickes Buch mit vielen interessanten Details und Tabellen. Gunther war einer der namhaftesten Journalisten seiner Generation, auch er kannte Steinbeck aus der New Yorker Szene. Es war noch ein eher bescheidenes Amerika, das er 1945 bereiste: 15 Prozent der Wehrpflichtigen konnten weder lesen noch schreiben, nur jede zehnte Familie verfügte über ein Jahreseinkommen von mehr als 4000 Dollar, in 40 Prozent der Wohnungen oder Häuser gab es weder Bad noch Dusche, in 35 Prozent nicht einmal eine Toilette.

Als weiteres Buch aus den vierziger Jahren hatte ich die aufschlussreiche völkerpsychologische Studie über »die« Amerikaner von dem

Anthropologen Geoffrey Gorer eingepackt, aus den Achtzigern und Neunzigern Studs Terkels Interviews mit Durchschnittsamerikanern, aus den Achtzigern außerdem das geistreiche Buch *Blue Highways* von William Least Heat-Moon, aus dem letzten Jahr des Jahrhunderts *An Empire Wilderness*, den beunruhigenden Reisebericht von Robert Kaplan, und das war noch längst nicht alles.

Meine Frau leistete mir Gesellschaft, eine glückliche Notwendigkeit, denn zusammen, das wissen wir von früheren Expeditionen, sind wir nach kürzester Zeit ein Reisemaschinchen, das läuft wie geschmiert. Außerdem hatte ich mich der Hilfe von Sandy versichert – so hieß die Stimme aus einem kleinen, an der Windschutzscheibe befestigten Gerät, die uns den Weg wies. Ganz gleich, welche amerikanische Adresse ich eingab, Sandy führte uns zuverlässig ans Ziel. Noch dazu kannte sie alle möglichen Motels und Restaurants in der jeweiligen Gegend. Ein Zauberkästchen, das Steinbeck vor fünfzig Jahren sicher in großes Entzücken versetzt hätte, denn er liebte technische Spielereien. Er selbst hatte eine dicke Mappe mit Landkarten mitgenommen, verirrte sich aber trotzdem regelmäßig. Uns konnte das nicht passieren. An Kartenmaterial hatten wir nichts als einen riesigen *Atlas Of The Fifty United States* von National Geographic aus dem Jahr 1960 auf dem Rücksitz, weil ich natürlich genau wissen wollte, welche Wege Steinbeck nehmen musste – viele der Interstate Highways gab es damals nämlich noch nicht.

Es war ein warmer Septembernachmittag, als wir uns von JFK entfernten und auf dem Southern State Parkway zur Ostspitze von Long Island fuhren, die Sonne im Rücken. Auf der von Bäumen gesäumten Schnellstraße herrschte Hochbetrieb, jeder wollte schnell aus der Stadt hinaus und ins Wochenende. Sandy gab fröhlich ihre Anweisungen, das Radio sang ein Lied, meine Liebste behielt die Ampeln und Ausfahrten im Auge: »Jetzt die *lane* wechseln, schnell, schnell, ja, gut. Da bleiben. Pass auf den Truck da auf, der überholt dich gleich rechts. Nach einer Meile kommt die *junction* mit der 27.« Unser Reisemaschinchen lief schon wieder ausgezeichnet.

Auf der linken Seite glitt Levittown vorbei. Es ist noch heute ein wohlhabender Vorort. Allerdings haben inzwischen etliche Genera-

tionen so viel an ihren Häusern herumgebastelt und verändert, dass von den Tausenden Levitt-Häusern nur noch eine Handvoll in mehr oder weniger ursprünglichem Zustand ist. Mindestens eine Stunde bewegten wir uns in einer rasenden Blechlawine, aber als wir den Sunrise Highway erreichten, hatte sich New York ausgetobt: Die Wälder links und rechts wurden einsamer, der Verkehr höflicher und gemüthlicher. Bei Bridgehampton bogen wir nach Norden ab, dort wird die Landschaft leicht hügelig, und im ersten Moment kommt es einem so vor, als führe man am Rand eines englischen Dorfes entlang, zwischen kleinen Seen und Weihern – in Wirklichkeit sind es Enkel und Urenkel des Atlantiks, die ursprünglich zu einer meilenlangen Kette von Buchten gehörten. Wieder ein Buckel, und dann liegt Sag Harbor vor einem.

Die breite Main Street des Hafenstädtchens strahlt eine fast anachronistische Würde und Ruhe aus. Es ist eine elegante Ladenstraße, die von den teureren Außenbezirken in einer sanften Biegung hinunter zum Hafen führt, zum *custom house* und der jetzt verfallenen, kleinen braunen Windmühle, die noch mit tatkräftiger Hilfe Steinbecks für das Old Whalers' Festival errichtet worden war.

Die meisten Häuser sind aus Holz und weiß oder blau gestrichen. Die wenigen Autos fahren im Schritttempo, für jeden, der die Straße überqueren will, hält man sofort an. Am Hafen liegt das kleine, aber feine Büro der Wochenzeitung *Sag Harbor Express* (Est. 1859), »Combined with *THE CORRECTOR* (1822) and *THE NEWS* (1909)«. Das noble American Hotel dient von acht Uhr morgens bis tief in die Nacht als Wohnzimmer der Stadt. In den Gärten duften Kiefern und Lärchen, Grillengezirp erfüllt die Luft.

Sag Harbor sah in den fünfziger Jahren fast noch so aus, wie man sich eine Kleinstadt des 19. Jahrhunderts vorstellt, ein Nest, in dem manchmal Hunde mitten auf der Straße schliefen. In der Mittagspause, angekündigt von den Dampfpeifen der Fabriken, paradierte man auf der Main Street. Ansonsten war es meistens still, nur hin und wieder hörte man das Kehrgeräusch eines Besens oder den knallenden Auspuff eines der wenigen Autos. Noch immer hatte sich die Stadt nicht ganz von der Depression der dreißiger Jahre erholt. Sogar an der Main Street

waren einige Gebäude mit Brettern vernagelt. Viele Einwohner waren auf die Suppenküche angewiesen. »Früher gingen die Leute angeln«, wurde mir erzählt. »Sie haben Hirsche im Hügelland geschossen, im Notfall konnte man noch einigermaßen von dem leben, was das Land zu bieten hatte, bis in die sechziger Jahre war es ganz normal, dass man jagen und angeln ging, wenn man keine Arbeit hatte.«

Touristen gab es damals kaum. Normalerweise war jeder, dem man auf der Straße begegnete, ein Bekannter oder zumindest ein Bekannter von Bekannten. Besuch von außerhalb wurde unerbittlich in der Gesellschaftsrubrik von Mrs. Rose Heatley im *Sag Harbor Express* angezeit: »Mr. und Mrs. Joe Velsor haben Mrs. Velsors Onkel, Mr. L.W. Teltro aus Atlanta, am Mittwochabend zum Dinner empfangen.«

Genau diese Ruhe suchte Steinbeck. Auch nach fünfzig Jahren ist es nicht schwierig, noch ein paar seiner alten Kumpel aufzuspüren. »John wollte einfach in Frieden gelassen werden, aber es gab hier vier, fünf Jungs, mit denen er täglich etwas unternommen hat«, erzählt der achtundachtzigjährige John Ward. »Wenn es was zu feiern gab, gingen wir hin, ich habe ihm immer bei Arbeiten an seinem Boot geholfen, aber geredet haben wir nicht viel. Wir haben geangelt.«

Mit Dave Lee, dem Uhrmacher – auch er inzwischen ein alter Mann –, lag Steinbeck im Dauerclinch. »John war Sozialist mit Leib und Seele, während mich in den vierziger Jahren gerade der verdammte Sozialismus aus England fortgetrieben hat. Er war im Grunde davon überzeugt, dass jeder Mensch durch Geburt ein Recht auf alles hat, auch wenn wir Konservative dafür zahlen müssen. Er hat die Welt immer aus der Perspektive der Arbeiter gesehen. Zum Beispiel war er begeistert davon, wie sich in England die Lebensmittelzuteilung auf die Ernährungslage ausgewirkt hat, wirklich sehr positiv nämlich. Wenn er von Arbeitern sprach und von der Verbesserung ihrer Lebensumstände, dann hatte er so ein seliges Funkeln im Blick.« Nein, ernsthaft gestritten hätten sie sich nie.

»John und Bob haben die verrücktesten Sachen angestellt, nachts nackt im Schwimmbad, Sie wissen schon«, sagt Nada Barry. »Die Polizei kannte uns alle, aber Probleme gab es nie. Das war hier buchstäblich ein *old-boys-network*. John war auch eine treibende Kraft hinter

dem Sag Harbor Old Whalers' Festival, damit wollten wir etwas mehr Leben in dieses Nest bringen.« Ihre Tochter Gwen ergänzt: »Elaine war ganz anders als er, eine echte Theaterfrau, sie liebte die Show. Wenn sie zu irgendetwas keine Lust hatte, sagte sie immer: ›Sorry, dear, ich fühle mich gar nicht gut, wahrscheinlich eine verdorbene Auster.« Die Ausrede hat sie auch meiner Mutter mal empfohlen. ›A bad oyster. Funktioniert immer.« Nur habe Elaine Steinbeck leider eines vergessen: Dieselbe Entschuldigung habe sie auch gebraucht, als sie nicht zu Gwens Hochzeit erschien. »A bad oyster ...« Darüber ärgern sich die beiden Damen bis heute.

John Ward: »Er war Schriftsteller, er hatte so eine kleine Hütte im Garten, da drin hat er geschrieben. Dann durfte man ihn nicht stören. Wenn mal ein Tourist fragte, wo Steinbeck wohnte, haben wir uns dumm gestellt.« Dave Lee: »John war einer der besten Menschen, die ich in meinem Leben gekannt habe. Aber was er so alles geschrieben hat, wir haben fast nie etwas von ihm gelesen.«

Zu Steinbecks Zeit gab es in der Main Street unter anderem ein paar Bars, ein Kino, das Paradise Restaurant, das Elektrogeschäft Rally-Matic, Mr. Youngs Fahrradgeschaft plus Tankstelle, den Bohack-Lebensmittelmarkt, Bob Barrys Eisenwarengeschaft, eine Bank, den Geschenk- und Buroartikelladen The Ideal (seit 1863), Schiavoni's Lebensmittelgeschäft und den Variety Store, mit Seife, Eis, Spielzeug, Schlüsseln und anderen Dingen, die anderswo nicht zu bekommen waren. Dies und anderes bildete die Kulisse für *Geld bringt Geld*.

Vieles von damals hat sich bis heute gehalten: The Ideal, die Bank, Schiavoni's, der Eisenwarenladen, der Variety Store. Ansonsten hat sich der Charakter des grimmigen alten Industriestadtchens im vergangenen halben Jahrhundert gründlich gewandelt. Die Black Buoy Bar ist heute ein Hamburgerlokal, das Kino eine Galerie, aus Bäckereien und Lebensmittel-läden sind Restaurants oder Geschäfte für Tauchausrüstung geworden; die Straencafes sind voll, im Hafen sieht man vor weißen Segelyachten kaum noch Wasser, aber ihre Besitzer lassen sich selten blicken, für die Instandhaltung haben sie Mexikaner und Philippiner angeheuert. Wohnhäuser, in denen früher Fischer oder Vorarbeiter gelebt haben, werden in den Zeitungen als »Sag Harbor Traditional« oder

»Sag Harbor Village Classic« angeboten, für 2 195 000 beziehungsweise 1 950 000 Dollar. Auf den Parkplätzen der Main Street steht kein Dodge oder GMC mehr, sondern hauptsächlich japanische und europäische Autos: BMW, Mercedes, Volvo, Toyota, Jaguar, ein verirrter Range Rover. Am Geldautomaten der Capital One Bank kann man zwischen vier Sprachen wählen: Englisch, Spanisch, Russisch und Chinesisch. Robert Paynes rittlings auf der Welt sitzender Koloss existiert nicht mehr. All dies hätte Steinbeck wohl selbst in seinen hellstichtigsten Momenten kaum prophezeit.

Der Bericht über die Reise mit Pudel Charley beginnt mit einem Sturm. Seine Schilderung gerät zu einem wüsten Heldenepos im Miniaturformat. Steinbeck hatte ursprünglich kurz nach dem Labor Day aufbrechen wollen, das ist der erste Montag im September, das inoffizielle Ende der Sommersaison. Doch dann machte ihm der herannahende Hurrikan Donna einen Strich durch die Rechnung. Sag Harbor war in der Vergangenheit schon öfter von schweren Stürmen heimgesucht worden, und die ganze Stadt bereitete sich nach Kräften vor. In der Main Street wurden während des Wochenendes die Schaufenster mit Brettern vernagelt. Wie der *Sag Harbor Express* berichtete, hörte man nachts überall die Motoren von Booten, deren Besitzer einen geschützten Liegeplatz suchten, und schon früh am nächsten Morgen sah man die Leute damit beschäftigt, ihre Wasserfahrzeuge – oder die der Nachbarn – an Land zu ziehen oder fest zu vertäuen.

Am Montagmorgen um zehn Uhr, es war der 12. September, begann es heftig zu regnen. Der Wind wurde schnell stürmisch, ein Schaufenster von The Ideal ging zu Bruch. Das Telefon fiel aus. Um vier Uhr nachmittags wurden Windgeschwindigkeiten von weit über hundert Meilen pro Stunde gemessen. Die Zeitung: »Eine breite Wasserwand von etwa einem halben Meter Höhe ging über die Dünen bei Napeague und hat den Montauk Highway vollständig überflutet.« Bäume stürzten um.

Von einem Fenster seines Hauses beobachtet Steinbeck, wie der Sturm über die Bucht hereinbricht: »Er schlug zu wie eine Faust.« Die Krone einer Eiche kracht herunter. Die nächste Bö stößt ein

großes Fenster auf, Steinbeck drückt es wieder zu und treibt oben und unten Keile ein. Boote reißen sich los und rutschen das Ufer hinauf oder stoßen zusammen. Dann sieht er, dass seine geliebte Motor-yacht, die *Fayre Eleyne*, von zwei auf sie zutreibenden Booten in die Zange genommen und trotz »heftiger Gegenwehr« an einen Anlegesteg gedrückt wird; »wir hörten, wie ihr Rumpf an die Eichenpfosten rummste«.

Früher hatte Steinbeck einmal geschrieben, es sei schwach, ein Buch mit Stürmen und anderen extremen Wetterereignissen beginnen zu lassen, aber das kümmert ihn jetzt nicht mehr. Genüsslich schildert er, wie er trotz Elaines ängstlichem Protest aus dem Haus und gegen den Sturm zu dem schon über einen Meter unter Wasser stehenden Landesteg rennt, um sein Boot zu retten, das »schrie und winselte [...] und zappelte wie ein verängstigtes Kalb«. Elaine, die im peitschenden Regen hinter ihm hergelaufen ist, sieht fassungslos mit an, wie er sich durchs Wasser zum Boot vorkämpft, sich an Bord zieht, Ankertau und Bugleine der beiden anderen Boote kappt und sie wegstößt, so dass sie ans Ufer treiben, den Motor startet, was ausnahmsweise auf Anhieb gelingt, mit einer Hand den Anker hochzieht und die *Fayre Eleyne* hundert Meter vom Ufer wegsteuert, wo er den Anker fallen lässt. Doch das Abenteuer ist noch nicht zu Ende, er muss ja irgendwie wieder zurück. Als er einen Ast vorbeitreiben sieht, springt er kurzentschlossen hinterher, hält sich daran fest und schafft es so bis ans Ufer.

Damit ist die Tonart vorgegeben: So besinnungslos verwegen, wie sich der Held mit nichts als seinem Adrenalin ausgerüstet ins Wasser stürzt, um seine kostbare *Eleyne* zu retten, so mutig begibt er sich auch auf die Reise. Diesen leicht prahlerischen Beiklang hat *Die Reise mit Charley* an vielen Stellen: Seht doch, was für ein rauer, trinkfester Kerl ich bin, der in der Einöde kampiert, im Schlamm Rosinantes Reifen wechselt und Tag und Nacht durchfährt, um einen Tierarzt für Charley zu finden. Die Leichtigkeit und Ironie von Büchern wie *Die Straße der Ölsardinen* findet man hier eher selten.

In Wirklichkeit hatte Steinbeck damals, wie wir wissen, ernsthafte gesundheitliche Probleme. Manchmal fiel es ihm schwer, deutlich zu sprechen, seine Finger waren oft gefühllos und konnten kleine Gegen-

stände kaum greifen. Nach dem Schlaganfall im Dezember 1959 war er kurze Zeit bewusstlos gewesen, seine Zigarette hatte sogar einen kleinen Brand ausgelöst. Zehn Tage hatte er danach im Krankenhaus verbracht. Von seiner früheren Robustheit war 1960 nicht mehr viel übrig.

Der letzte Schlaganfall hatte Elaine in Angst versetzt. Sie meinte, es sei nicht mehr zu verantworten, dass er ohne Begleitung mit der *Fayre Eleyne* aufs Meer hinausfuhr, und wollte selbst das Boot steuern lernen; am liebsten hätte sie ihn gar nicht mehr allein gelassen. Zwei Freunde erzählten Jackson Benson von den vielen Auseinandersetzungen des Ehepaars über dieses Thema.

»Der Arzt hat gesagt, du sollst nicht nach draußen ... ich kann dich nicht allein mit dem Boot fahren lassen ...«

»Unsinn.«

»John ...«

»Unsinn.«

Zu einem der Freunde sagte Steinbeck: »Es fehlte gerade noch, dass ich zu einer Art Invalide werde. Sie wird das Boot nicht steuern. Ich kaufe mir einen Truck. Ich fahre allein durch das ganze Land. Und sie lasse ich hier. Ich bin ein Mann. Ich will kein Kind werden, und sie wird mich nicht die ganze Zeit umsorgen. Wenn man bei Elaine nicht aufpasst, macht sie das nämlich, weißt du.«

Hier liegt das weniger romantische Motiv hinter dem Amerikaprojekt: Wenigstens einmal noch wollte Steinbeck sich der Bemutterung durch seine Frau entziehen. Es war der allerletzte Versuch, den Verfall, das Alter und die wachsende Abhängigkeit zu besiegen – ein Thema, das in seinen Briefen häufig zur Sprache kommt. Auch zu Beginn von *Die Reise mit Charley* spricht er stolz von seinem wilden, wüsten Leben, seiner körperlichen Kraft und der harten Arbeit. All dies habe er nicht aufgeben wollen, nur um ein paar Lebensjahre zu gewinnen. »Meine Frau hat einen Mann geheiratet, ich sah keinen Grund, warum sie ein Kleinkind erben sollte.«

Natürlich war die Reise nicht nur eine spontane Flucht. Das Vorhaben hatte ihn schon jahrelang beschäftigt, seit Ed Ricketts von einer in jungen Jahren unternommenen Wanderung durch die Südstaaten

erzählt hatte. Und der nächste Schlaganfall konnte gut der letzte sein, das wusste niemand besser als Steinbeck selbst. Es blieb nicht mehr viel Zeit, den Plan in die Tat umzusetzen und sich mit seinem Land, mit dieser neuen Welt auszusöhnen.

Die Schilderung des Hurrikans Donna und der tollkühnen Rettung der *Fayre Eleyne* enthält also schon alle wesentlichen Elemente: die Natur und ihre Gewalten, die Herausforderung, die Unvernunft, die Männlichkeit, die Gefahr des Scheiterns, den Ruf der Frau, den Triumph, die Heimkehr. Auch das Draufgängertum, den Schneid. Zu Recht meint Benson, vor dem Hintergrund von Steinbecks ganzem Leben gesehen, sei dieses Unternehmen letztlich vor allem seinem Mut geschuldet. Es war vielleicht der Mut der Verzweiflung, aber doch Mut.

Genau fünfzig Jahre später kam keine Donna, sondern ein Earl. Sag Harbor hatte wieder die Notfallpläne aus der Schublade geholt, weil sich ein Hurrikan der Kategorie 4 näherte. Die Stimmung war die gleiche wie ein halbes Jahrhundert zuvor. Fenster und Schaufenster wurden zugenaelt, Boote an Land gezogen oder mit drei, vier, fünf Ankern ein gutes Stück vom Ufer entfernt festgemacht; Taschenlampen und Notproviand bereitgelegt. Für die tiefer gelegenen Viertel gab es sogar Evakuierungspläne, im Pierson Gymnasium konnten im Notfall bis zu achthundert Menschen untergebracht werden. Ältere Einwohner wie John Ward und Dave Lee hatten solche Situationen schon öfter erlebt und wussten, dass die Stadt auch glimpflich davonkommen konnte: Trifft ein Hurrikan nur wenige Grad weiter östlich auf die Küste, weht es in Sag Harbor nicht heftiger als bei einem schweren Sturm. Aber das lässt sich kaum vorhersagen, und beim Hurrikan Gloria im Jahr 1985 hatte das Wasser das Gebäude der American Legion in der Nähe des Hafens erreicht.

Als wir schließlich ankommen, ist Earl schon hinter dem Horizont verschwunden. Die Stadt hat großes Glück gehabt, der Polizeichef meint, das Ganze sei »nicht mehr als eine gute Übung« gewesen. In New York hat der Hurrikan ein großes Chaos angerichtet, Lastwagen wurden umgeworfen, dreißigtausend Haushalte hatten stundenlang

keinen Strom, aber in Sag Harbor ist gerade einmal ein Baum umgestürzt. Allerdings ist das Büro des *Sag Harbor Express* überschwemmt worden, die Teppichböden sind noch nass; die Wochenauflage von fünftausend Exemplaren konnte trotzdem problemlos ausgeliefert werden.

Ich bin mit Bryan Boyhan verabredet, dem Chefredakteur und Verleger. Er hat müde Augen, sein Gesicht ist gerötet von allzu vielen Arbeitsstunden, aber er ist ein temperamentvoller Erzähler. Der Zeitung gehe es gut, versichert er. Die amerikanische Presse insgesamt habe große Probleme, doch Lokalzeitungen wie diese könnten sich gut halten. Er lacht: »Über den Krieg in Afghanistan kann man alles im Internet lesen, aber wenn man wissen will, welche Entscheidung der *school-board* zu einem neuen Sportplatz getroffen hat, braucht man uns.«

Die nächste wöchentliche Deadline ist schon in Sicht, und in der Redaktion – die mit ihrem Durcheinander alter Ausgaben und Zeitungsausschnitte und der antiken Druckpresse in der Ecke genau so aussieht, wie man es erwartet – tippen vier von Bryans Kollegen eifrig Artikel. Über einen Streit um den Namen eines Hamburgerrestaurants, den neuen Richter von Sag Harbor, Andrea Schiavoni – und über John Steinbeck. Dass Steinbecks Amerikareise vor ziemlich genau einem halben Jahrhundert anfang, ist natürlich auch dem *Sag Harbor Express* nicht entgangen.

Trotz des Termindrucks nimmt sich Bryan viel Zeit dafür, mir die Anatomie von Sag Harbor zu erläutern. Denn Sag Harbor sei nicht irgendeine Kleinstadt, es sei ein Phänomen. Er habe die gesamte jüngere Geschichte selbst miterlebt: die Verwandlung des Industriestädtchens in einen Ferienort, die rasante Entwicklung des Old Whalers' Festivals, das Steinbeck erfunden hat und dessen Organisationskomitee Bryan selbst fünfzehn Jahre lang leitete, und welche Kräfte man mit alldem entfesselt habe, ohne es zu wissen.

Das alte Sag Harbor sei »eine typische Familienstadt« gewesen. »Steinbecks Freunde, Männer wie John Ward und Bob Barry, das waren alles Geschäftsleute aus dem Ort. Und alle miteinander verwandt und verschwägert. Zusammen haben sie sich dieses Festival ausgedacht, samt Walfänger-Wettkampf, natürlich mit Walattrappen,

alles sehr witzig.« Es wurde ein großer Erfolg und lockte jedes Jahr mehr Besucher an, mit unvorhergesehenen Folgen. »Vor einem Vierteljahrhundert kamen nur wenige große Yachten zu uns. Heute ist Sag Harbor für Luxusfahrzeuge auf der Atlantikroute eine wichtige Station.« Und weil Geld immer Geld anzieht, schossen die Immobilienpreise in die Höhe; die Bevölkerungsstruktur ist heute eine völlig andere als vor ein paar Jahrzehnten. Bryan: »Es hat etwas Tragisches: Steinbeck und seine Freunde hatten verstanden, dass man etwas tun musste, um Sag Harbor zu fördern. Aber sie haben einen Geist aus der Flasche gelassen.«

Ich frage nach der jüngsten Wirtschaftskrise und ihren Auswirkungen auf Sag Harbor. Bryan Boyhan murmelt ein paar optimistische Worte, sagt dann aber, wenn man den Leuten auf der Straße zuhöre, stelle man fest, dass seit einigen Jahren Enttäuschung und Neid zunehmen. Die sozialen Spannungen zwischen den *haves* und den *have nots* haben sich verschärft; einige alteingesessene Familien haben sich gut an die neuen Verhältnisse angepasst, andere nicht. »Viele Ältere verstehen diese Stadt nicht mehr, sie fühlen sich als Verlierer, auch finanziell. Sie haben von den Veränderungen nicht profitiert. Die Mittelschicht wurde zum großen Teil verdrängt, dafür ist unglaublich viel Geld in die Stadt gekommen. Für die Alteingesessenen ist es schwer, ihren Neid auf die Leute zu unterdrücken, die man heute in der Main Street sieht.«

Ist mit der Mittelschicht auch das alte Zusammengehörigkeitsgefühl verschwunden? »In Steinbecks Zeit war der Gemeinschaftssinn noch stark«, sagt Bryan. »Heute ist das nicht mehr so.« Für gute Zwecke werde allerdings noch viel gespendet, und als vor kurzem ein junger Soldat aus Sag Harbor im Irak ums Leben kam, sei die Aufregung groß gewesen. Doch die Einwohner identifizierten sich auf sehr unterschiedliche Weise mit dem Ort. »Für die alten Familien, die immer hier gelebt haben, besteht die Gemeinschaft aus einer stabilen Gruppe von Freunden und Bekannten, Leuten, die man immer schon gekannt hat. Bei den Neubürgern ist das anders, sie haben häufig ein idealisiertes Bild von Sag Harbor, ihre Vorstellung von Gemeinschaft ist oft unrealistisch, nostalgisch.« Er versichert mir: So schön die Stadt auch

sei, sie repräsentiere nicht das wirkliche Amerika. »Es gibt heute nur wenige Orte in diesem Land, die so weltfremd sind.«

Doch jetzt muss er sich beeilen, noch einen Artikel über Steinbeck schreiben, die Zeitung geht bald in den Druck. Er springt auf. »Wer sich nicht verändert, ist tot. *Life is a moving target*.« Am nächsten Morgen lese ich in der druckfrischen Ausgabe, »über dem ›Fortschritt‹, den Steinbeck 1960 heraufdämmern sah«, gehe die Sonne unter. Von der Hypothekenkrise ist die Rede, von den zahlreichen Zwangsräumungen, von der Armutsquote, der höchsten »seit der Großen Depression«. »Dieses kleine Dörfchen an der Bucht«, heißt es dann aber auch, biete immer wieder »Ruhe und Trost«.

Wir machen einen Spaziergang durch die Main Street und den Hügel hinauf, anderthalb Meilen durch schattige Alleen in Richtung Bluff Point, wo Steinbecks früheres Haus steht. Es ist still auf der Straße. Die eleganten hölzernen Veranden sind leer. Überall hängen Sternenbanner, man könnte meinen, es sei ein Feiertag. Solange Krieg ist, wird Flagge gezeigt, besonders in diesem reichen Teil Amerikas, in dem sich die Unterstützung für die jungen Männer und Frauen in Übersee vor allem in reichlich flatterndem Fahmentuch ausdrückt. Die Sonne wärmt noch, Eichhörnchen flitzen durchs Geäst der Bäume, die Gärten haben ausgeblüht. Hier und da klopfen Spechte. Eins der Häuser wird restauriert, die Männer auf den Gerüsten sind Mexikaner. Andere Mexikaner arbeiten in den Gärten, man hört nur spanische Wörter. Etliche Villen stehen zum Verkauf.

Ein junges Paar kommt uns entgegen, mitten auf der Straße. Der junge Mann hat einen offenen, freundlichen Blick, seine Freundin wirkt ein wenig griesgrämig. Er ist guten Mutes, das sieht man ihm an, er wird sie aufmuntern, wird sich die größte Mühe mit ihr geben, wird es zu seinem Lebenszweck machen, sie zum Lächeln zu bringen, und nie wird sie zufrieden sein.

Steinbecks niedriges Haus steht grau und bescheiden unter hohen Bäumen. Es gehört heute Elaines Schwester, manchmal wird es vermietet. Ich schleiche mich in den Garten, im Haus ist niemand. In der Mitte der Rasenfläche liegt der kleine Pool, den Steinbeck für Elaine

bauen ließ, die Inschrift im Zement ist noch sichtbar: »*To his ›Ladye‹. In thee I have myn erthly joye*«. Ein paar Grillen lärmen, in der Ferne rauscht die Schnellstraße. Es ist ein seltsam friedlicher Ort.

Steinbecks alten sechseckigen Schreibpavillon in Ufernähe hat man ausgeräumt, weil die Papiere und Bücher unter der Feuchtigkeit litten. In einer Ecke des Grundstücks steht die farblose Garage, die Steinbeck als Hobbyraum diente. An den Wänden die kalifornischen Weinranken, die er aus Salinas mitgebracht hatte, die Bretter und Schubladen sind beschriftet: »*Knives, Chisels and Bladey Things*«; »*Screws (Anybody)*«; »*Glory! Nails, In Excelsis*«; »*Exotics*«.

Die Garage habe ich übrigens nicht selbst besichtigen können, ich zitiere hier aus der *New York Times*. Nur deren Reporter durfte nämlich in dieser Woche das Haus besuchen. Offiziell aus Anlass des Jahrestages, in Wirklichkeit, weil hinter den Kulissen schon seit Jahren ein Kampf um Steinbecks Nachlass tobt. Der heutigen Besitzerin kommt da ein wenig positive Publicity sehr gelegen. Steinbecks einziger noch lebender Sohn Thomas prozessiert hartnäckig gegen Elaines Familie. Seiner Ansicht nach steht das Erbe den direkten Verwandten zu; dass Elaine in ihrem Testament alles ihrer eigenen Familie zugeschoben habe, widerspreche Steinbecks Absichten. In gut zwei Wochen ist der nächste Gerichtstermin.

So viel zum Frieden des Ortes. Aber ich greife vor.

Natürlich muss ich an diesem Nachmittag an *Geld bringt Geld* denken, schließlich spielt Steinbecks Geschichte auch hinter diesen Türen und zwischen diesen Häusern. Viele der Bewohner waren in den handelnden Personen wiederzuerkennen – meint jedenfalls Kaplan John P. Drab. »Aber vielleicht habe ich eine zu lebhaftes Phantasie.« Das New Baytown des Buches ist Amerika im Kleinen, der Ladenangestellte Ethan Allen Hawley, der Held des Romans, ist der Durchschnittsamerikaner von 1960, und meiner Ansicht nach stand Schiavoni's Lebensmittelgeschäft in der Main Street Modell für den Laden, in dem der Protagonist seinen frustrierenden Alltag fristet.

Der Roman gehört nicht zu Steinbecks besten, sogar Elaine gestand später, dass sie ihn nicht mochte. Doch trotz offensichtlicher Schwä-

chen ist die Geschichte mit ihrem komplizierten Beziehungsgeflecht und ihren Intrigen viel besser erzählt als häufig angenommen. Im Grunde geht es in *Geld bringt Geld* um den Verfall von Idealen: persönlichen wie amerikanischen.

Eine kurze Zusammenfassung: Der Held Ethan Hawley ist ein redlicher, gebildeter Mann, verheiratet und Vater zweier heranwachsender Kinder. Die Hawleys gehörten zur wohlhabenden Kaufmannsschicht der Stadt, bis Ethans inzwischen verstorbener Vater das Vermögen der Familie verspekulierte und auch das Lebensmittelgeschäft verlor. Ethan arbeitet dort nun als Angestellter. Sein Chef, der neue Eigentümer Alfio Marullo, hat unbegrenztes Vertrauen zu ihm, wie übrigens auch andere Einwohner des Städtchens, denn trotz seiner ökonomischen Misere ist Ethan ein Muster an Integrität und Anstand. An der allgemeinen Jagd nach Geld und Macht hat er sich nie beteiligt. Genau dafür haben allerdings seine unzufriedene Familie und viele seiner Bekannten immer weniger Verständnis. Einer dieser Bekannten, ein Kassierer der First National Bank, schlägt ihm sogar halb scherzhaft vor, die Bank auszurauben, und verrät ihm, wann und wie er das am besten anstellen könne, ohne gefasst zu werden. Außerdem erfährt Ethan von bevorstehenden geschäftlichen Manipulationen der örtlichen Honoratioren und von ihren Machtkämpfen, und er entdeckt, dass sein italienischer Chef illegal in den Vereinigten Staaten lebt.

In einer schlaflosen Nacht grübelt Ethan über all dies nach und kommt zu dem Schluss, dass sein Streben nach Rechtschaffenheit im Grunde hochmütig sei und ihn blind gemacht habe für die MACHenschaften der anderen. Und er nimmt sich vor, das Spiel mitzuspielen, sich wenigstens vorübergehend über moralische Bedenken hinwegzusetzen, die Bank auszurauben und das verlorene Familienvermögen zurückzugewinnen.

Abgesehen davon, dass er den geplanten Bankraub doch nicht ausführt – allerdings nur, weil die äußeren Umstände ungünstig sind –, setzt er seinen Entschluss in die Tat um, und alles entwickelt sich zu seinen Gunsten. Einen alten Freund, jetzt der Trunkenbold der Stadt, bringt er dazu, ihm ein Stück Land zu vermachen, auf das die mächtigen Männer des Ortes für die Verwirklichung ihrer Pläne angewiesen

sind. Nach dem Tod seines Freundes kann er deshalb erfolgreich am Machtspiel teilnehmen; er bekommt alles, was er sich wünscht, und beginnt eine heiße Affäre mit der Femme fatale der Stadt. Er gibt der Einwanderungsbehörde einen anonymen Hinweis auf Marullos illegalen Status. Als der Italiener ausgewiesen wird, schenkt er Ethan das Lebensmittelgeschäft, denn er hält ihn nach wie vor für den einzigen wirklich ehrlichen Mann, dem er je begegnet ist: »Einen Mann gab es, der ihn nicht zu betrügen versuchte, der nicht stahl, der ihm nichts vorjammerte, ihn nicht hinters Licht führte.« Am Schluss wird Ethan von Reue überwältigt, er verliert allen Glauben an sich selbst und will sich ertränken, die Taschen mit unredlich verdientem Geld gefüllt; im letzten Moment, vielleicht zu spät, überlegt er es sich anders. Das Ende ist offen.

Es ist die Geschichte des moralischen Verfalls nicht nur einer einzelnen Person, sondern auch und vor allem der amerikanischen Ideale. In den Dialogen wimmelt es – ganz untypisch für den rauen Steinbeck – von Kosenamen und Liebenswürdigkeiten. Aber diese Freundlichkeit erweist sich immer häufiger als nichtssagend und hohl, und tatsächlich ist es in diesem Land so, dass Nettigkeiten oft nicht Nähe, sondern Distanz schaffen.

Eine Erkenntnis trifft Ethan besonders hart: Sein eigener Sohn ist von dem moralischen Verfall angesteckt. Ethan Allen junior hat an einem landesweiten Aufsatzwettbewerb zum Thema »Ich liebe Amerika« teilgenommen und gewonnen. Geld, Ehre und Ruhm winken, er wird zu Fernsehshows eingeladen. Doch dann kommt heraus, dass Ethans Sohn den Aufsatz aus Texten einiger patriotischer Schriftsteller und Politiker zusammengestückelt hat, darunter Thomas Jefferson und Abraham Lincoln. Am meisten bestürzt Ethan die gleichgültige Antwort seines Sohnes, als er ihn zur Rede stellt: »Das tun alle. So kriegt man sein Stück vom Kuchen ab.«

Nicht nur der Schauplatz ist bis zu einem gewissen Grade wiederzuerkennen, auch bei einigen der geschilderten Intrigen schimmert die Wirklichkeit durch. Mit Ethan juniors Plagiat baut Steinbeck die ersten Auswüchse des neuen Phänomens Fernsehen in seine Geschichte ein,

genauer gesagt den Quizshow-Skandal, der Amerika Ende 1959 in Aufregung versetzte.

Alles begann mit dem überwältigenden Erfolg einer neuartigen Fernsehquizshow, *Twenty-One*. Das vom Radioquiz *Take It or Leave It* übernommene Konzept war einfach: Die Schwierigkeit der Fragen steigerte sich allmählich, die erste richtige Antwort brachte einen Dollar, bei jeder weiteren verdoppelte sich der Gewinn, und der Kandidat hatte nach jeder Frage die Wahl zwischen zwei Möglichkeiten: *to take the prize* oder *to leave it*, also mit dem Geld nach Hause zu gehen oder mit einer neuen Frage weiterzumachen.

Die Quizshow war schnell in aller Munde, weil die Teilnehmer ein Vermögen gewinnen konnten. Die Kandidaten waren scheinbar ganz normale Amerikaner mit verborgenen Talenten; es hätten die Nachbarn in Levittown oder Sag Harbor sein können.

Im Hintergrund ging es jedoch um sehr viel mehr Geld, als in dem Quiz selbst zu gewinnen war. Für den Hauptsponsor, den Kosmetikhersteller Revlon, lockte die Sendung mehr als 47 Millionen Zuschauer vor den Apparat.

Den Fernsehleuten wurde schnell klar, dass die Show ihre enorme Attraktivität weniger dem Wissen der Kandidaten als der Inszenierung mitsamt den dazugehörigen Emotionen verdankte. Deshalb wurden die Teilnehmer vor allem danach ausgewählt, ob sie sich für die Rolle des Helden oder des Schurken eigneten – wie beim Casting für eine Seifenoper. Unsympathisch wirkenden Gewinnern stellte man in einer folgenden Runde schwierigere Fragen als ihren Gegnern, so konnte man sie schnell hinausmanipulieren.

Die Sache ging ein paar Jahre lang gut, bis ein armer Student in den Ring stieg. Herb Stempel war ein typischer Nerd, er war klein und gedrungen, von einfacher Herkunft, aber, wie Verwandte und Freunde behaupteten, ein wandelndes Lexikon, er hatte ein fotografisches Gedächtnis. Schon bei den ersten Tests erzielte er verblüffend hohe Punktzahlen, und er hätte der ideale Kandidat sein können, wäre er nicht derart unattraktiv gewesen. So wurde beschlossen, aus der Not eine Tugend zu machen: Im Quiz bekam Stempel die Rolle des schlauen, aber unangenehmen Typen. Zwar half man ihm auf jede Weise – zum Beispiel

wurden ihm während der Show Fragen gestellt, die er schon bei einer Proberunde beantwortet hatte –, und er spielte dankbar mit, gewann Tausende von Dollar und erntete bewundernde Blicke seiner Mitstudentinnen von der City University. Doch irgendwann musste er auch wieder fallen, denn das Drehbuch sah nun einmal vor, dass der »Bösewicht« am Ende verlor.

Als Gegner des »bösen« Stempel brauchte man einen »guten Amerikaner«, einen Helden. Man fand ihn in Person eines jungen Englischdozenten an der Columbia University, Charles Van Doren. Er war genau der Mann, den man gesucht hatte: attraktiv, weiß, freundlich, ein wenig schüchtern, abwägend und außergewöhnlich intelligent. Noch dazu stammte er aus mehr als nur gutem Hause. Die Van Dorens waren eine alte amerikanische Familie niederländischer Herkunft, Intellektuelle von hervorragendem Ruf, die zur freigeistigen Elite des Landes gehörten. Echte *liberals* also – der Begriff ist kaum zu übersetzen, weil er im Unterschied zu dem des Liberalen im westeuropäischen Sinn auch viel über die soziale Herkunft aussagt. Einige Zeitgenossen behaupten, Van Doren sei im Grunde eine Art Vorläufer John F. Kennedys gewesen, eine ebenso charismatische Gestalt.

Charles Van Doren übertraf alle Erwartungen. Innerhalb kurzer Zeit entwickelte er sich zu einem regelrechten Fernsehstar, einem der ersten. Er deklassierte sämtliche Gegner und schien sich dabei eine jugenhafte Unbekümmertheit und Unschuld zu bewahren. Und er verdiente ein Vermögen. Das *Time Magazine* bildete ihn auf dem Titelblatt ab, er personifizierte die Hoffnung auf ein neues Amerika der Vernunft nach so vielen finsternen Jahren. Nicht ohne eine gewisse Verwunderung schrieb sein Vater an einen Freund: »Etwa fünfzehn Millionen Menschen haben sich in ihn verliebt – und dieses Wort gebrauche ich nicht leichtfertig.«

Doch in Wirklichkeit spielte auch Charles Van Doren das abgekartete Spiel mit. Er wusste genau, welche Fragen kommen würden, lernte zu zögern oder sogar zu stammeln, als sei er sich mit einer Antwort nicht ganz sicher. Seinem Gegner Herb Stempel fiel es wesentlich schwerer zu tun, was man von ihm erwartete. »Da sah ich diesen Kerl mit seinem großartigen Namen, Van Doren, mit einer Topausbildung und Eltern, die

ihn immer unterstützt haben, während ich nur das Gegenteil kannte, den mühsamen Weg nach oben«, sagte er später. Dennoch spielte er die traurige Rolle des Verlierers. Für den Abend des 5. Dezember 1956 sah das geheime Drehbuch den Gnadenstoß vor. Stempel musste eine Frage falsch beantworten, die für ihn eigentlich kein Problem gewesen wäre: Welcher Film gewann 1956 den Oscar in der Kategorie *Best Motion Picture*? Die richtige Antwort lautete: *Marty*.

Stempel liebte diesen Film, er hatte ihn dreimal gesehen. Doch er hatte nun einmal seine Schuldigkeit getan. Van Doren war der große Held, er wurde mit Angeboten überschüttet, NBC nahm ihn für drei Jahre unter Vertrag, sogar Professuren wurden ihm angetragen. Stempel, der sein Preisgeld schlecht angelegt hatte und alles verlor, verbitterte zusehends. Es dauerte nicht lange, bis er Journalisten über die Mächenschaften hinter den Kulissen informierte. Als dann einem Teilnehmer der Quizshow das Notizbuch eines anderen Teilnehmers mit allen vorgegebenen Antworten für die kommende Sendung in die Hände fiel, war der Skandal perfekt.

Der Fall schlug hohe Wellen, er wurde sogar von einem Sonderausschuss des Repräsentantenhauses untersucht. Zunächst bestritt Van Doren alle Vorwürfe, die Ausschussmitglieder behandelten den Fernsehhelden mit großem Respekt, aber schließlich musste auch er die Wahrheit sagen. Am 2. November 1959 erklärte er der schockierten amerikanischen Öffentlichkeit: »Ich habe sehr viel über Gut und Böse gelernt. Der Schein trügt oft. Ich war in einen Betrugsfall verstrickt, und zwar so tief wie nur möglich.«

Diese Geschichte sagt viel über das Amerika der fünfziger Jahre. Einer der Verantwortlichen gestand später, alle hätten die Wirkung von Fernseh Bildern vollkommen unterschätzt; man habe mit dem Medium Fernsehen experimentiert, als wäre es eine neue Art Radio. Die tiefe, aufrichtige Empörung über den Betrug lässt aber auch erahnen, wie arglos die Durchschnittsamerikaner jener Zeit waren, wie groß ihr Vertrauen zu Führungspersonlichkeiten in Medien, Wirtschaft und Politik war – und zueinander. Manche sehen in dem Quizshow-Skandal den Anfang vom Ende der amerikanischen Vertrauensgesellschaft.

Als Charles Van Doren seine Beteiligung an dem Betrug gestand, waren Elaine und John gerade aus Somerset zurückgekehrt. Auch dort gab es ein populäres Quiz; ein kleiner Rundfunksender stellte Hörern anspruchsvolle Fragen, für die richtige Antwort bekam man ein Britisches Pfund. Quizshows wie *Twenty-One* mit ihren übertrieben hohen Gewinnen fand Steinbeck ohnehin verrückt, dennoch war auch er zutiefst entsetzt über den Fall. Er kannte die Van Dorens als vorbildliche Familie, und die Schummelei mit den Quizfragen war in seinen Augen das Symptom schlechthin für den moralischen Krebs, der sich in Amerikas Seele eingenistet hatte: Die Vorstellung, dass der Zweck die Mittel heilige und dass man im Namen von so etwas wie Fortschritt auch an die niedrigsten Instinkte appellieren dürfe. Darüber konnte er sich furchtbar aufregen.

Drei Tage nach Van Dorens Geständnis schrieb er an seinen Freund Adlai Stevenson: »Irgendjemand muss unser System korrigieren, und zwar schnell. Wir können nicht erwarten, unsere Kinder zu guten und ehrlichen Menschen zu erziehen, wenn die Stadt, der Staat, die Regierung und die Wirtschaft allesamt Schikanen und Unehrllichkeit am höchsten belohnen. Auf allen Ebenen wird betrogen, Adlai. Vielleicht kann man ja nichts dagegen tun, aber ich bin dumm, naiv und hoffnungsvoll genug, es zu versuchen.«

Zum Abschied serviert uns Nada Barry in ihrem noch blühenden Garten ein Glas Wein, während die Abendsonne durch die Blätter scheint. Nada ist fast achtzig, hat einen auffallend klaren Blick, ein breites Gesicht, lange graue Haare. Sie überschüttet mich mit Fragen: wie weit ich mit meinem Buch gekommen bin, was ich von ihrem alten Freund John halte, und von Sag Harbor. »Im heutigen Sag Harbor hätte sich John bestimmt nicht niedergelassen«, meint ihre Tochter. »Nein«, sagt Nada, »hergekommen wäre er nicht. Aber geblieben und alt geworden wäre er hier schon.«

Sie weiß nicht mehr viel über das Charley-Projekt, damals hätten die Männer in ihrer eigenen Welt gelebt, außerdem sei sie fünfzehn Jahre jünger als ihr Bob gewesen. »John war nicht ganz unkompliziert, bestimmt nicht. Er war sehr schüchtern, man wusste nie, was er wirk-

lich dachte. Aber er war ein sehr guter Zuhörer.« Sie hatte ihn gern gehabt; man habe mit ihm gut über alltägliche Dinge reden können. »All die anderen Männer waren überzeugte Republikaner, und John war ein echter *liberal*, da kam es schon mal zu Meinungsverschiedenheiten. Aber meistens sprachen sie über Lokalpolitik, über den Bau der Kanalisation zum Beispiel, darüber konnten sie endlos reden.«

Wenn er noch lebte, würde er jetzt im American Hotel sitzen, meint Nada, aber sicher ist sie sich nicht. »Damals gingen wir selten aus, wir machten es uns zu Hause schön, feierten mit Freunden. Elaine und ich kochten, wir waren die Gastgeberinnen, das war unsere Rolle. Aber wir haben auch viel mit den Männern zusammen unternommen, und das war zu der Zeit in Sag Harbor noch nicht üblich.«

War Steinbeck wirklich der Naturbursche, der er so gern sein wollte? Ich erwähne, was sein Sohn Thomas über die Angelausflüge gesagt hat, auf die John so stolz war: Das Angeln selbst habe seinen Vater kaum interessiert. »Für ihn war eine Angelleine im Wasser die perfekte Tarnung, er konnte dann lesen oder tagträumen.« Nada lacht. »An seinem Boot gab es nicht einmal Halter für die Angelruten. Er redete nur gern vom Angeln.« Aber schwärmte er nicht von den einfachen Beschäftigungen, für die man geschickte Hände brauchte? »John und geschickt? Das ist ein Witz! Wegen jeder Kleinigkeit hat er Bob angerufen, an manchen Tagen dreimal.« Wollte er also immer ein anderer sein, als er in Wirklichkeit war? »Er wollte ein Macho sein wie die anderen, aber er war es nicht. Im Gegenteil, er war sehr sensibel.«

Wir kommen auf Johns Geschichten zu sprechen, auf den Wahrheitsgehalt seines Reiseberichts. Wer sich näher damit befasst, zweifelt nämlich zuweilen an der Realität des Geschilderten. Immer wieder stimmen die Datums- und Ortsangaben im Bericht nicht mit denen in den unterwegs geschriebenen Briefen überein. Und manches an den Begegnungen und Erlebnissen wirkt zu schön, um wahr zu sein, die Dialoge zu gut ausformuliert, zu glatt, zu aussagekräftig. In den Südstaaten spricht er angeblich nacheinander mit drei sehr verschiedenen Anhaltern: einem ängstlichen, unterwürfigen schwarzen Arbeiter, einem weißen Rassisten und einem radikalen schwarzen Studenten – ein eher unwahrscheinlicher Zufall. Außerdem weiß ich von Toby Street, der ein

paar Tage mit Steinbeck gefahren ist, dass Rosinante einen furchtbaren Krach machte; in der Kabine konnte man sich kaum richtig unterhalten.

Ich erzähle, was John junior über *Die Reise mit Charley* geschrieben hat. »Thom und ich sind davon überzeugt, dass er nie mit irgendeinem von diesen Leuten geredet hat. Er hat nur in seinem Wohnmobil gehockt und all diesen Mist geschrieben.« Nada lacht auf. »Ach ja, John, was das angeht ... Als wir das Buch gelesen haben, haben wir auch gedacht: Dieser John, oh, oh, oh. Er hat wirklich so manches aufgebauscht. Er konnte schöne Seifenblasen machen ...«

2

Als John und Charley am Morgen des 23. September 1960 zu ihrer Expedition aufbrachen, war es etwa neun Uhr. Elaine und John verabschiedeten sich schnell, Elaine »schoss davon« in ihr geliebtes New York, und John, neben sich Charley, fuhr in Ruhe zur Fähre nach Shelter Island, der ersten von drei Fähren, die Sag Harbor über Greenport und Orient Point mit der Küste von Connecticut verbinden. Er wollte den New Yorker Verkehr meiden und möglichst schnell vorankommen. »Und ich gestehe, dass ich mich ziemlich elend fühlte.« Es sollte nicht das letzte Mal sein. Sie waren ein gutes Gespann, Charley und John. Charley liebte das Autofahren. Er war ein großer Hund, und wenn er auf dem Beifahrersitz saß, war sein Kopf fast auf gleicher Höhe mit dem von John. Manchmal hielt er die Schnauze dicht an dessen Ohr und brachte mit den oberen Vorderzähnen und der Unterlippe einen Laut hervor, der wie »Ftt« klang. Es bedeutete meistens, dass er auf seine Weise die Strecke markieren wollte.

Die Schlagzeilen jenes Tages wurden beherrscht von der Generalversammlung der Vereinten Nationen, die gerade begonnen hatte. Zu den Hauptakteuren des großen politischen Schaustücks gehörten der jugoslawische Staatschef Tito, der ägyptische Präsident Nasser, der indonesische Präsident Sukarno – der mit einer klugen Rede über die neue Rolle der Dritten Welt beeindruckte –, Fidel Castro, von den westlichen Staatsmännern ignoriert, und Nikita Chruschtschow, den die

